



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfalens Tierleben in Wort und Bild

[Säugetiere]

Landois, Hermann

1883

3. Ordnung. Raubtiere, Carnivora.

urn:nbn:de:hbz:466:1-34901

3. Ordnung. Raubtiere, Carnivora.

1. Familie. Katzen, Felida.

Die Wildkatze, *Felis catus* L.

Häufiger als die meisten unserer Leser glauben werden, streift die scheue, unheimliche Wildkatze (vgl. Fig. 44) noch in den Gebirgswaldungen Westfalens umher, wenn auch von Jahr zu Jahr ihre Anzahl geringer werden mag. Als einziger Repräsentant jener Raubtierfamilie, welche den blutdürstigen Tiger zu ihren Mitgliedern zählt, und in gereiztem Zustande oder in Bedrängnis fast ebenso mutig wie jener, ist sie für den echten Waidmann ein interessantes Wild. Ihre Zahnformel ist

$$\frac{1 \cdot 1 \cdot 2}{1 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2 \cdot 1 \cdot 1}{2 \cdot 1}$$

Die scharfen Krallen können außer Gebrauch in eine Scheide zurückgezogen werden. Obgleich keineswegs als Stammutter unserer Hauskatze (vgl. S. 199) anzusehen, hat die Wildkatze immerhin mit dieser, namentlich wenn dieselbe verwildert ist, eine nahe Beziehung. Doch ist ihr Bau gedrungener; der gleichmäßig buschige, abgestumpfte Schwanz verhältnismäßig kürzer, am Ende schwarz, dann mit 3 schwarzen Ganzringen und mehreren Halbringen oben gezeichnet. Der Pelz ist grau aber in verschiedenen Nuancen, weil das einzelne Haar verschiedenfarbige Stellen hat, wo das Kolorit tiefer oder weniger intensiv hervortritt. Die sonstige Pelzzeichnung wird aus der gegebenen Abbildung hinreichend ersichtlich.

Tagsüber hält sie sich an dichtbewachsenen Stellen, in Höhlen und auch in Fuchs- oder Dachsbauen auf und nur zufällig kommt sie dem streifenden Jäger in den Schuß, der solchem Wilde gegenüber keine Gnade kennt. In Tellerreisen wird



Wildkatze mit halbwüchsigem Jungen (Fig. 44).

sie schon häufiger gefangen; Herrn Mecke z. B. ist dies im Kreise Büren, Oberförsterei Wünnenberg, am 7. März 1873 gelungen. Auch sonst sah oder spürte derselbe in jenem Kreise wiederholt Wildkaten. Bei Hameln waren dieselben, wie unser Mitglied Dr. von Einftow mitteilt, vor 40 Jahren noch häufig auf dem Hohenstein, jenem den Touristen bekannten, von hohen senkrechten Felsen gekrönten Berge nicht weit von Hameln; jetzt ist sie dort ausgerottet. Beim Felsenkeller, eine Viertelstunde von dieser Stadt wurde vor etwa 15 Jahren ein Stück, und bei Münden vor 10 Jahren ein riesiges Exemplar erlegt. Auch jetzt noch läßt dieses seltene Wild sich in dortiger Gegend hin und wieder sehen, denn gegen Ende 1879 wurde ein altes Tier bei Welsede und im Dezember desselben Jahres auf dem Böhrener Berge, 10 Minuten von Hameln, ein Junges geschossen, welches von einem Wurf im Monat Mai stammte und bereits um die Hälfte größer war als eine gewöhnliche Hauskatze. Vom Hunde gestellt war es aufgebäumt und von einer Fichte heruntergeschossen worden. Am selben Tage wurde eine Viertelstunde davon ein großes Exemplar im Schnee gespürt, wahrscheinlich die Alte, welche der Förster im vorhergegangenen Sommer wiederholt am Stamm einer Buche in der Mittags-sonne hatte liegen sehen. Diese Exemplare schienen vom Harz herübergestreift zu

sein, wo das Tier noch ständig, wenn auch vereinzelt vorkommt. Im Jahre 1881 wurde bei Dding, Kreis Ahaus, ein weiteres Exemplar, bei Balve am 1. Februar 1882 ein Wildkaze von 8½ kg Gewicht geschossen, und im März 1882 gelang es dem Förster zu Hirschberg, Kreis Arnberg, kurz hintereinander zwei Wildkazen in sogenannten Prügelfallen zu fangen, von denen die eine 0,90 und die andere 1,10 m Länge hatte. Am 25 Juni 1878 war ein Exemplar bei Freckenhorst im Fangeisen erbeutet, aber leider bereits verfäult hierher abgeliefert worden. Im Oktober 1883 wurden bei Meschede kurz nach einander noch 3 Exemplare erlegt.

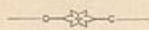
Im Teutoburgerwalde, oft auch in anderen Gehölzen der lippe'schen Landt werden alljährlich noch Wildkazen erbeutet. So bemerkte ein Förster, der zum Schnepfenstrich zog, eine Wildkaze auf den knorrigen Ästen einer alten Eiche. Der erste Schuß darauf ging fehl, aber das Tier blieb unbeweglich sitzen, bis es der zweite Schuß in's Gebüsch herunter brachte. Es war ein überaus starkes und prächtiges Tier weiblichen Geschlechtes. Im Mai 1870 überraschte Schacht am frühen Morgen eine Wildkaze in einem tiefen Thale des Teutoburger Waldes, da wo des Silberbachs rauschende Flut am dunklen Tannendickicht über moosige Sandsteinblöcke dahinspringt. Kaum wurde sie des Spähers ansichtig, als sie sich schnell durch's Gebüsch wand und über den Bach sprang, um sofort im Dickicht zu verschwinden. Neben einem Hause hoch an dem mit Heide und dichtem Fichtengehölz bestandenen Gebirgsrücken der Bolmarstod — so erzählt Schacht — bemerkte man vor etwa 10 Jahren an einem Sommernachmittage eine große graue Kaze, die auf ein paar Haushühner Jagd zu machen schien. Die Bewohner des Hauses verschreckten das Tier, das in ein Roggenstück flüchtete. Nach Verlauf einer Stunde, als die Bewohner eben in der Stube saßen, erhob das unter der Hausthür spielende vierjährige Söhnchen ein fürchterliches Geschrei. Die Eltern stürzten angsterfüllt aus der Stube und siehe da, die graue Kaze saß dem armen Kinde auf dem Kopfe und zerfleischte ihm in schrecklicher Weise das Gesicht. Schnell flüchtete sie nun unter einen nahen Reißighausen, wo sie der mit dem Gewehr herbeieilende Lehrer A. Goeken funkelnden Auges hervorlugen sah. Ein Schrottschuß in den Kopf streckte sie nieder und als man das Holz weggräumte, fand man eine junge, etwa dreiviertelwüchsige Wildkaze. Der Knabe lebt und trägt noch immer die Narben seiner einst so gräßlichen Wunden im Gesichte.

Die Wildkaze wirft im April oder Mai 4 bis 6 blinde Junge, die sie in Gefahr nach anderen Verstecken verschleppt. So begegnete Herr Mecke am 17. Mai 1875 an der Uchtelbach in der Oberförsterei Wünnenberg einer alten Wildkaze,

die ein noch blindes aber schon behaartes Junges im Maule trug und dasselbe fallen ließ, als sie den Jäger bemerkte. —

Hier in Münster wurden einstens junge Wildkazen groß gezogen. In der ersten Zeit ihres Gefangenlebens zeigten sie sich außerordentlich unbändig. In der Ecke des Zimmers zusammengekauert saßen sie da; sobald sie nun den eintretenden Pfleger erblickten, fauchten sie aus der Ferne ihm entgegen. Nach etwa 6 Wochen hatten sie ihre wilde Natur ziemlich abgelegt; sie liefen im Hause umher und waren in ihrem Betragen kaum von einer Hauskaze zu unterscheiden.

* Eine aus dem Sauerlande vom Freiherrn v. Fürstenberg dem hiesigen zoologischen Garten übermittelte junge Wildkaze ging an der von einer Krätzmilbe verursachten Räude (vgl. S. 204) zu Grunde.



2. Familie. *I t t e*, Canida.

Der Fuchs, *Canis vulpes L.*

So oft auch dies interessanteste und vielseitigste aller wildlebenden Tiere in Schul-, Volks- und Unterhaltungsbüchern aller Art beschrieben und geschildert worden ist, so können wir doch ohne Gefahr vor ermüdenden Wiederholungen das Kapitel vom Fuchs immer wieder von neuem anfangen. Denn die Zahl seiner Artgenossen wie der mit denselben bestandenen Abenteuer wird nicht geringer; die Lebensweise dieses schlauesten und verwegensten aller Raubritter bietet den neuen Verhältnissen unserer wechselvollen Lebenszustände gegenüber immer wieder neue Seiten. Wenn die Ausbreitung des Herrn der Schöpfung und damit der Kultur sich immer weiter erstreckt und dadurch den wildlebenden Tieren das Dasein immer mehr erschwert, ihre Lebens- und Wirkungskreise immer mehr verengt und so an ihre Fähigkeiten zur wirksamen Fortsetzung ihrer Thätigkeit immer größere Anforderungen gestellt werden, so ist der Fuchs den letzteren stets noch gerecht geworden. Rehe und Hasen, Fasanen und Rebhühner und anderes Wild wird freiwillig und gefeklich geschont, um das edle, reizende Jagdvergnügen nicht gänzlich zu verderben, der Fuchs aber findet vor keines Jägers Auge und Flinte, zu keiner Zeit des Jahres Gnade oder Schonung. Wenn jedoch der Mensch im Verkehr mit der Tierwelt an Erfahrungen immer reicher wird, so ist der Fuchs in unfreiwilliger Berührung mit

seinem unerbittlichen Verfolger und dessen besser gewordenen Hilfsmitteln sicher nicht an Erfahrungen und Fähigkeiten, an Listen und Ränken, an Schlichen und Auswegen ärmer oder einseitiger geworden. Und so mag denn der westfälische Fuchs hier mit gewohnter Dreistigkeit auf die Bühne treten.



Fuchs mit Jungen (Fig. 45).

Als Raubtier (vgl. Fig. 45) ist er durch sein vollständiges Gebiß, welches oben und unten je 6 Schneidezähne und 1 Eckzahn, und an Backenzähnen oben je 6, unten je 7 aufweist, sowie durch den Mangel sogenannter Afterklauen charakterisiert. Von den bärenartigen Tieren unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht auf der ganzen Sohle sondern nur auf den Zehen läuft; von Hunden und Wölfen, denen er sonst nahe steht, durch die elliptisch geformte Pupille und die gerade, lange, dickbuschig behaarte, keulenförmige Lunte (Schwanz); vom Mardergeschlechte trennt ihn der stärkere Körperbau wie auch der längere Kopf und die längere spitze Ohrmuschel; von den Katzen endlich die wenig oder gar nicht einziehbaren Krallen — die sich bei

ihm daher abnutzen — und die glatte Zunge. An den Vorderbeinen befinden sich 5, an den Hinterläufen 4 Zehen. Die Behaarung besteht aus Stamm- (Grannen-) und Wollhaaren.

Die westfälischen Jäger unterscheiden 4 Spielarten und zwar:

1. den **Kohlfuchs**, vor der Stirn weiß und gelb (greis, welcher greise Flect bei alten Füchsen zunimmt); nahe hinter der Schnauze an beiden Seiten der Oberlippe mit schwarzen glänzenden Barthaaren, deren einzelne an der Spitze gelblich, auch wohl weiß gefärbt sind; nahe am Ende der Oberlippe zu beiden Seiten dieser Haare noch 2 oder 3, an der Unterseite der Backen ein einzelnes Barthaar. Die Wollhaare von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel sind dunkel kastanienbraun mit schwarzblauem Grunde, vermischt mit zweierlei Stammhaaren: einzelne ganz schwarz, die anderen über den Wollhaaren fuchsvot mit schwarzer Spitze, wodurch der dunklere Streifen über den Rücken gebildet wird. Von den Schultern zu den Seiten geht die fuchsvote Farbe dieser Stammhaare mehr in's Weiße über und die schwarze Spitze mehr in's Kastfarbene. Zu beiden Seiten der Nase beginnt die schmutzig weiße Farbe an der Oberlippe, zieht sich etwas unter den Augen nach dem Unterkiefer durch, welcher auch mit einzelnen aber kurzen Grannenhaaren besetzt ist. Die weiße Farbe geht unter Hals, Brust und Bauch in Schwarz über, dessen Grund braunaschfarben und mit einzelnen weißen Stammhaaren vermischt erscheint. Die Rute ist meist schwarz, selten mit weißer Spitze (Blume). Auf der Außenseite sind die Ohrmuscheln (Gehöre) sammtartig schwarz mit einzelnen weißen Härchen vermischt, an der Innenseite schmutzig weiß mit gelblichem Rande. Die Vorderläufe sind auf der vorderen Seite der Schienen schwarz mit weißer oder gelblicher Einfassung, hinten weißlich; die Hinterläufe vorn weißlich, hinten schwarzbraun.

2. Den **Brandfuchs**: oben hellfuchsvot, unten und an den Seiten des Halses weiß; leicht kenntlich an dem kreuzartigen dunklen Streifen über Rücken und Schultern, und schön weißer Blume. Kreuz und Hinterleibsseiten grau; Beine mehr gelblich.

3. Den **Goldfuchs**: der ganze Oberkörper gleichfarbiger fuchsgelb; Unterleib schwarz, Kreuz und Hinterleibsseiten rötlich; Rute sehr dicht und buschig, selten mit großer Blume.

4. Den **Silberfuchs**, auch Klee-fuchs genannt, unterscheiden die schwarzen Streifen bei den Augen (Richtern) sowie die silberfarbene, gleichmäßig weiß und schwarz gemischte Behaarung auf dem Hinterleibe.

Dem Fuchse eigentümlich ist eine auf der Schwanzwurzel befindliche Drüse (Virole) mit nichts weniger als veilschenartig riechender Flüssigkeit, in deren Nähe sich die

Haare lebhaft rot färben und borstenartig sind. Der Fuchsgeruch und namentlich der seiner Losung ist so stark, daß einzelne Jäger mit besonders feiner Nase riechen können, wenn das Tier eine Stelle passiert oder seine Losung dort abgesetzt hat. Dies geschieht meist an Grenzsteinen, Pfählen, einzelstehenden Sträuchern, auf Maulwurfs- haufen, welche Stellen der Fuchs gleich dem Hunde immer wieder aufsucht, in einem oder zwei Stücken. Gewöhnlich findet sich ein solches Stück auch auf den Federn eines verzehrten Vogels oder wo er sonst seine Mahlzeit gehalten hat. Die sehr langsam verwitternde, feste Losung zeigt beim Zerbrechen nur ganz unverdauliche Gegenstände, als Haare, Federn, Halme, Insektenflügel, dann Krallen, Zähne und Bruchstücke der stärksten Knochen: alles Beweise für die Vortrefflichkeit des Verdauungs-Apparates. Zuweilen findet man zur Herbstzeit Klumpen mit Schleim überzogener Regenwürmer, welche der Allesfresser bei Überfüllung des Magens wieder von sich gegeben hat.

Seine Nahrung ist je nach der Jahreszeit und den gegebenen Verhältnissen bald animalischer bald vegetabilischer Art und so labt er sich in günstigen Zeiten an einem jungen Mehlalbe, das er der Mutter nach hartem Kampfe entriß, belauert das Auer-, Hasel- und Birkwild und das flüchtige Feldhuhn in Wald und Feld und Heide; beschleicht das Geflügel auf Bach und Teich und schleppt es triumphierend heim zum leckeren Schmause; und wenn des Sommers Sonne die Kirschen und die Beeren in Garten und Busch gezeitigt hat, verschmäht der feinschnauzige Schlemmer auch solche Speise nicht. Einem Ökonomen in der Nähe von Münster hat einmal ein Fuchs mit verzweifelter Hartnäckigkeit nach und nach den ganzen Hühnerhof verwüstet und 18 Hühner nebst dem Hahn zu seiner Beute gemacht. Wo ein Frosch durch die feuchte Wiese oder ein herbftliches Stoppelfeld hüpfet, wo die Eidechse hastig am Wallrande hinstürmt, ist der rothaarige Wilddieb dahinterher; auch wo der Mistkäfer fette Haufen im Schlafe von den Bäumen baummeln oder die Mistkäfer im Waldwege sich sammeln, um für die kommende Brut die Stätte zu bereiten, läßt der wedelnde Feinschmecker seine Kimbacken spielen. Zur Mistkäferflugzeit besteht die Losung des Fuchses fast nur aus Panzerresten dieser schädlichen Käfer. Auch scharrt der Fuchs gern Hummel- und Wespen- nester nach deren Brut auf. Die stehenden Zimmen bewirken bei ihm nur ein heftiges Schütteln; er nimmt dann auch wohl Reißaus, aber nach einer Entfernung von etwa 20 Schritt kann er den leckeren Bissen nicht widerstehen und kehrt wieder zurück. An Nas geht er selten früher, als bis es in Fäulnis geraten oder von Hunden und Krähen schon angefressen oder zerteilt ist, und zum ersten Versuche

daran wählt er, überall Hinterhalt und Verfolgung fürchtend, stürmische Nächte, auf dem Wege dahin alle deckenden Gegenstände benutzend. Zu dem vergrabenen Nase scharrt er sich Zugang und größere „Luder“ durchfrist er immer wieder an derselben Stelle. Die frisch gedüngten Felder sucht er in Zeiten der Not selbst bei Tage ab und verschmätzt dann Pferde- und Menschenkot ebensowenig, wie er das Fleisch seiner abgezogenen Brüder verachtet, auch wenn es noch nicht in Fäulnis übergegangen ist. Den Egel weiß er aus seinem Panzer heraus zu verzehren, indem er ihn, wie behauptet wird, durch seinen übelriechenden Urin sich aufzurollen zwingt. Katzen- und Hundefleisch scheint ihm am besten zu schmecken, Spitzmäuse dagegen läßt er mit zerbissenem Kopfe liegen, und erst wenn sie längere Zeit gelegen und Maden sie besetzt haben, munden sie seinem exquisiten Geschmacke. Auf Brachfeldern kann man ihn bei nebligem Wetter die Feldmäuse jagen sehen, deren schädliche Scharen er wacker dezimiert, die er aber auch manchmal nur lähmt, um sie nach Art der Katzen als Spielzeug zu benutzen, bis er sie schließlich meist ganz verschlingt.

Es ist mehrfach festgestellt, daß ein Mäusejahr stets auch ein Fuchsjahr ist, daß also die Füchse sich nach den Gegenden hinziehen, wo die Feldmäuse massenhaft auftreten. Ein von unserem Gewährsmann gefangen gehaltener Fuchs verzehrte im Laufe eines Tages über hundert Feldmäuse, die ihm auf einmal vorgeworfen worden waren; der Magen eines von demselben im Herbst eines Mäusejahres erlegten Fuchses, der morgens vom Felde zum Walde zurückkehrte, beherbergte 46 noch genau zu ermittelnde nebst einem Neste nicht mehr im einzelnen erkennbarer Feldmäuse ohne eine Spur anderweiter Nahrungstoffe. Danach wäre der Fuchs in Gegenden, wo die Feldmaus verheerend auftritt, ein gewiß sehr nützliches Tier, wenn er nur nicht beim Nachscharren im hohen Getreide mehr Schaden anrichtete, als die dabei gefangenen Mäuse hätten verursachen können. Herr Pastor Schriever in Plantlünne hat Füchse häufig auf Roggenfeldern den Maulwurfsgrillen und in den Sanddünen dortiger Gegend den Sandkäfern nachjagen sehen, auch Excremente des roten Gefellen gefunden, die fast ausschließlich Brustschild und Flügeldecken von Mistkäfern (*Geotrupes silvaticus* und *stercorarius*) enthielten.

Den größten Schaden richtet er eigentlich unter der jungen Brut der hühnerartigen Vögel an; er weiß auch die Dohnen zu plündern und so ist es gekommen, daß er von allen Jägern erbarmungslos abgethan wird, wo er vor die Flinte kommt. Auf die Dohnenstiege wird der Schlaupopf durch das Flattern und Schreien der an den Füßen gefesselten Vögel aufmerksam gemacht; er nimmt die frisch gefangenen Tiere heraus und sucht nun diese Plätze Tag für Tag auf Beute ab.

Die am Halse gefangenen Vögel reißt er im Sprunge herunter, so daß der Kopf hängen bleibt, während Raubvögel oder Eichelhäher die Gefangenen ganz verzehren. Auch die abgebissenen Federspulen verraten die Thätigkeit des Fuchses im Gegensatz zum Fraße der Raubvögel; größere Bissen, z. B. tote Katzen trägt er im Maule in's Dickicht, um sie gemächlich zu verzehren; das nicht sofort Verzehrte wird verscharrt und für spätere Zeiten aufbewahrt. Junge Hasen verfolgt er nicht selten laut jagend wie eine Bracke, alte gesunde Hasen pflegt er, wenn der erste Sprung verfehlt war, nicht weiter zu belästigen, die krank geschossenen aber läßt er nimmer im Stich. Auf einzelnen Gehöften verfolgt er Gänse und Hühner bis in die Ställe, und die streifende Katze jagt er mit Vier durch die Feldfluren — vielleicht das einzige Wahrhaftgute, das man dem flinkbeinigen Bösewichte nachrühmen kann.

Im Dezember 1872 — erzählt unser Mitglied Schacht — hatte ich durch den im Garten eingegrabenen Cadaver eines Hundes einen Fuchs dicht unter mein Fenster gelockt, um ihm dort gelegentlich das Lebenslicht auszublafen. An einem mondhellten Abende, als eine leichte Schneedecke den Erdboden bedeckte, sollte die Jagd vor sich gehen, eine Jagd, die weil sie hinter dem warmen Ofen exerziert wird, ihre besonderen Reize hat. Gegen 10 Uhr Abends sah ich zum Fenster hinaus und bemerkte in der Nähe des Köders dicht neben einer Weißdornhecke eine schwarze Gestalt. Halt, dachte ich, da liegt Keineke schon auf der Lauer. Doch nein; nachdem die Gestalt sich mehrmal emporgerect und gestrect hatte, entpuppte sie sich als mein zahmer Hase, der Tag und Nacht im Garten herumläuft und sich nun hinter der Hecke zur Nachtruhe niedergelassen hatte. Lange Zeit saß das Tier dort still, als plötzlich kurz vor Mitternacht Monsieur Schlauberger quer durch den Garten getrabt kam. Seine Spitzbubenaugen bemerkten auch sofort den lederen Braten und die Lauscher aufgerichtet kam er näher und blieb etwa auf drei Schritte vor dem Leporiden stehen, ihn einen Augenblick scharf fixierend. Schon hatte ich das Gewehr emporgehoben, um den roten Räuber, sobald er es wagen würde, sich an meinem Lieblinge zu vergreifen, niederzustrecken, als er plötzlich kehrt machte und es vorzog, an dem toten Hunde zu schmausen. Jetzt ereilte ihn sein Geschick und im nächsten Augenblicke lag er röchelnd im Schnee. Den Hasen aber brachten weder der Knall der Flinte noch die Todesprünge des Fuchses aus seiner Position und er blieb dort ansässig bis zum anderen Morgen. Ich selbst aber war um die Erfahrung reicher, daß ein toter Hund dem Fuchse noch lieber ist als ein lebendiger Hase, auch wenn er diesen schon so gut wie beim Kragen hat.

Seine lebende Beute fängt der Fuchs mit den Vorderläufen und dem Gebiß in einem selten mißlingenden Sprunge, und erstere halten den Raub beim Verschmausen fest. Fuchs und Fuchsin (Beze) leben paarweise und halten regelmäßig Streifzüge durch Feld und Wald an sechs und mehr Stunden im Umkreis, wenn nicht ein Fluß hindernd in den Weg tritt.

Seine Stimme ertönt wie abgebrochenes Gebell, bei Witterungswechsel als weinerliches Geheul, nur auch mehr abgebrochen; das Fletschen (Fauchen) mit niedergedrücktem Gehöre ähnelt dem des Hundes. Geruch, Gehör und Gesicht sind äußerst scharf; seine Schlantheit und Verschlagenheit sind sprichwörtlich geworden, aber eigentlicher Mut geht dem frechen Gesellen ganz und gar ab.

Seine Lagerplätze sind in dichtem Laubholze, jungen Fichten, Ginsterbüschen, verlassenem holzbewachsenen Steinbrüchen, alten Stollen u. Bei Unwetter, namentlich wenn Schnee und Regen gemischt fällt, sucht er im Baue Schutz. Bei wechselndem Wetter wandert er häufig bei Tage, sonst ruht er dann unter Wind von seinen nächtlichen Raubzügen aus. Sein Wandern geschieht gewöhnlich im Trabe, wobei er die Schnauze über der Erde, die Rute schräg bis an die Hacken herunter hält, die Spitze etwas in die Höhe gerichtet; wenn er Raub vernimmt, stutzt er einen Augenblick, ist aber sofort zum Fange bereit. Seine Spur (Fährte) im Schnee ist bei Schritt oder langsamem Trabe geschnürt, also die Tritte reihenweise hintereinander, bei rascherer Bewegung greifen die Läufe aus der Linie, so daß wenn man sich grade der Spur entlang stellt, zwei Fährten schräg neben einander zu laufen scheinen. Bei schnellerer Flucht greifen die hinteren den Vorderläufen vor; beim Mausen oder Verschleichen des Raubes finden sich die Tritte geschnürt nahe zusammen.

Die Manzzeit, während welcher die Fuchsin ein heiseres Krächzen hören läßt, fällt in die Monate Januar und Februar; Fuchs und Fuchsin wandern zu dieser Zeit allenthalben zusammen bei Tag und bei Nacht. Nach 9 Wochen wirft die Fuchsin 3 bis 9 Junge, welche 12—14 Tage geschlossene Augen haben, in der Regel in dem unterirdischen Bau, auch in Klüften, unter hohl liegenden Blöcken, zuweilen auch unter einem dichten Busche. Nach den hier gemachten Erfahrungen ist 4 bis 5 die Durchschnittszahl der Jungen; es ist nun aber möglich, daß bei sehr weitläufigen Fuchsbauten, wie solche z. B. bei Olde vorkommen, Junge von 2 Paaren durch die Dachshunde zusammengetrieben und so größere Zahlen bis zu 9 Jungen gefunden worden sind. Junge, eben geborene Füchse haben eine ganz absonderliche Gestalt, so daß sie kaum als solche erkannt werden können. Ihre Länge beträgt von der stumpflichen Schnauzenspitze bis zum Schwanz 15 cm; der Schwanz ist 6,5 cm

lang und trägt als charakteristisches Merkmal eine weiße Spitze. Der ganze Körper ist gleichmäßig, kurz anliegend behaart von rußbrauner Farbe, unten nur wenig heller ins Graue spielend. Die noch geschlossenen Ohren besitzen 8 mm lange Ohrmuscheln, welche am Grunde 4 mm in der Breite messen. Die breiten plumpen fleischigen Füße verleiteten schon manchen Jäger, dem man derartige Nestfuchse zeigte, sie als junge Fischottern anzusprechen. Die Regenbogenhaut besitzt nach dem Öffnen der Augen bis zur Halbwüchsigkeit des Tieres eine blaugraue Farbe.

Die Baue findet man an sonnigen Hügeln oder Berggründen, gewöhnlich unter einem Baum oder Strauche, mit zwei, drei und mehr Röhren nach verschiedenen Richtungen, welche zu dem sog. Kessel oder Lagerplatz führen, einer Erweiterung der Stelle, wo die Röhren zusammentreffen, und die mit Moos, Laub und dergl. ausgepolstert ist. Dachsbau benutzt der Fuchs mit Vorliebe und verdrängt den reinlichen Bewohner gar leicht durch Verunreinigung der Wohnung; in größeren Bauen aber wohnen Fuchs und Dachs auch wohl friedlich zusammen.

Aus der Zahl der angefangten Warzen der Fuchsin kann man meist mit Bestimmtheit auf die Zahl der lebenden Jungen schließen, weil beide in der Regel gleich sind. Zu dieser Zeit der Elternfreude verübt das saubere Ehepaar den meisten Schaden für die Jagd und den Hühnerhof. In dem Baue findet man dann angefressene junge Mehe, Fragmente von Hirschälbern, Iltisse, Ratten und überhaupt die Tiere, die oben als Nahrung der Füchse bezeichnet worden sind; alles Nas, was transportiert werden kann, schleppen die Alten zum Bau. Nicht weit von diesem auf einer Blöße ist der Spiel- und Tummelplatz der Jungen, wo sich die heranwachsende Gannergesellschaft an sonnigen Mittagen und auch nach Sonnenuntergang noch aufhält, an Federn, Knochen und Steinen das keimende Gebiß schärft und ihre List und Gewandtheit an den von den Eltern heimgebrachten Mäusen, Häschen und Vögeln übt. Wenn sich in dem Fuchsbau zuviel Flöhe eingemistet haben, verlassen Alte und Junge denselben oft. Bei Gefahr werden die Fuchschken von den Alten im Maul fortgetragen.

Jetzt ist es Zeit für den Jäger, durch Schießen auf dem Anstande die Bevölkerungszunahme wieder auszugleichen. Schon gleich nach Sonnenuntergang, wenn die Füchse ihre Ruheplätze in den Dickichten verlassen, muß der Jäger in seinem Verstecke schußfertig stehen aber bewegungslos wie ein Stein, denn eine Wendung des Kopfes ist imstande, den vorsichtig und scheu ankommenden Fuchs zu blitzschneller Umkehr und Flucht zu veranlassen. Holzhäher, Kotkehlchen, Drosseln u. s. w. verraten oft durch ängstliches Schreien und Pfeifen das Nahen des gefährlichen Feindes;

durch den Klage-ton eines Hasen, das Piepen einer Maus läßt der schlaue Schurke zuweilen sich verlocken, wie toll auf die vermeintliche Beute loszustürzen. Wenn man bei der Fuchshütte ein totes Pferd oder Kind auslegt, thut man wohl, demselben zuvor die Rippen zusammenzuschlagen, weil der vorsichtige, alles zur Deckung benutzende Räuber sonst gern in den leeren Bauch oder hinter denselben sich flüchtet und deckt, so daß man den Schuß nicht anbringen kann. Zum Schießen bei Nacht, wenn Schnee den Boden bedeckt, benutzt man mit vielem Vorteil ein kleeblattähnliches Stück Leder mit 2 Öffnungen zum Aufschieben auf den Doppellauf und einer kleinen Öffnung am oberen Ausschnitt, durch welche bei dem hellen Hintergrunde das Korn leicht gefunden wird; kommt nun beim Hin- und Herfahren der dunkle Pelz des Fuchses hinter Öffnung und Korn zum Abstich, so kann man mit Sicherheit abdrücken. Ist der Fuchs tödlich getroffen, so stürzt er im Schusse regungslos zusammen, wobei er zuweilen die Rute in die Höhe schlägt; auf tödliche Verwundung ist auch meist zu schließen, wenn er immer langsamer sich aus den Augen des Jägers entfernt und wiederholt mit der Schnauze auf die Erde stößt oder in dieselbe beißt. Dann hat er in der Regel einen Lungenschuß, in Folge dessen sich die Brusthöhle mit Schweiß anfüllt, der schaumartig als hellrote Blasen aus Mägen und Nase tritt, während durch die äußere Schußwunde selbst nur selten viel Blut austritt. Dunkelroter und starker Schweiß sind gewöhnlich kein gutes Zeichen und thut man wohl, den frankten oder unter Schuß betäubten Fuchs durch einen raschen Hund fassen und erwürgen zu lassen. Stürzt er zusammen und rafft sich bald wieder auf, dann ist er meistens am Vorderleibe verletzt; schreit er auf den Schuß, dann ist ein Lauf zerschlagen. Das schlimmste Zeichen für den Schützen ist, wenn das Fuchselein im Schusse kurz kehrt macht, wobei er sich in der Eile der Flucht wohl gar überschlägt und mit der Rute einen Bogen in der Luft beschreibt, als wenn Einer mit höhnendem Hurrah! die Mütze schwenkt — dann ist er meist ganz gefehlt. Der sicherste Schuß ist immer von der Seite auf's Blatt; ein spitz anlaufender Fuchs wird nicht häufig auf der Stelle durch den Schuß getötet, gewöhnlich schlägt der Schrot in die Läufe ein.

Ein durch den Hund aus dem Dickicht getriebener Fuchs — schreibt Herr Landwirt Becker in Hilchenbach — kam über den Weg im vollen Laufe auf den Jäger los und erhielt auf Schußmaß die Ladung eines Laufes, worauf er sich sofort aufsetzte und seinen Todfeind starr ansah, der mit dem zweiten Lauf in Bereitschaft auf das Tier losging. Der Fuchs blieb sitzen, fletschte aber die Zähne, zog die Lauscher an, sträubte Hals- und Rückenhaare und fauchte wie eine gereizte Wildkatze.

Ein Schlag hinter die Nase warf ihn nieder und beim Abstreifen zeigte sich der Schuß schräg im linken Blatt und Hals, und der eine Vorderlauf zerschmettert. Ein kreuzlahm geschossener Fuchs schleppt sich gewöhnlich in's Dickicht, in einen Graben zc., jedoch selten weit, geht aber jedesmal ein. Derselbe Jäger, unser Gewährsmann, trieb einst noch als Anfänger beim Überlaufen über eine gefällte Eiche einen Fuchs auf, der sich dort sonnte; Keinete sprang in größter Hast auf und davon, aber zu spät; mit emporgerichteter Kunte auf den hastigen Schuß niederstürzend blieb er liegen. Des Pelzes gewiß ladet der Jäger gemächlich die Flinte wieder, als der Getroffene sich erhebt und mit schleppendem Hinterleib in's Dickicht kriecht, wo er trotz alles Suchens nicht mehr zu finden ist. Vierzehn Tage später wurde der verwesene Körper mit zerschossenem Kreuz 200 Schritt entfernt vom Schäfer gefunden.

Ist nur der Vorderlauf zerschossen, dann gehört schon ein rascher und flüchtiger Hund dazu, den Verwundeten einzuholen; mit zerschossenem Hinterlauf aber hält er nicht lange aus, wenn er nicht in seinem Baue noch Schutz findet. Ein unsicherer Schütze hatte vor einigen Jahren dreimal auf einen von der Bracke gejagten Fuchs geschossen; nach dem letzten Schusse trat viel Schweiß aus, jedoch verfolgte die Spur eine frisch getretene Bahn zwischen zwei Ortschaften. Da die Bracke zu jagen aufhörte, wurde vermutet, der Fuchs wäre im Nachbarreviere weggenommen worden. Einige Tage später fand sich an der gegenüberliegenden Bergwand eine verloschene Fuchspur, die wegen der unregelmäßigen Tritte auffiel. Dieselbe verfolgend fand der Jäger bald das soeben verlassene, ganz mit Schweiß getränkte Lager in einem Steinbruche, und war deutlich zu sehen, daß der Invalide hier verschiedene Tage und Nächte ohne Nahrung zugebracht hatte. Die eintretende Dunkelheit und Schneefall am andern Morgen verhinderten die weitere Verfolgung. Mehrere Tage danach fand unser Jäger die nämliche Fährte auf der anderen Bergwand im Jagdgebiete eines Freundes. Da frischer Spurschnee vorhanden, wurden Flinte und Hund geholt und die Spur in ein dichtes Ginsterstück verfolgt. Dort wehrte sich der arme Fuchs lange gegen den drängenden Hund, den das Gestrüpp am Abfangen verhinderte, bis ein Schuß in den Kopf der Sache ein Ende machte. Es fand sich ein Vorderlauf nahe der Brust zerschmettert, so daß Haut- und Fleischsegen mit anhaftenden Knochenplittern herunterhingen, die schon am Faulen waren, während oben die Wunde bereits zu heilen begonnen hatte.

Häufig werden Füchse durch den Schuß betäubt, bleiben anscheinend tot liegen, erholen sich aber über kurz oder lang, vielleicht auf dem Rendezvous-Platze unter

der übrigen Jagdbeute oder gar erst im Waidfacke des heimkehrenden Jägers. Schleicht oder taumelt ein geschossener Fuchs vom Schützen ab, so ist es gut ohne Säumen den zweiten Lauf auf seinen Kopf abzuschließen, es sei denn, daß man einen guten scharfen Hund zur Hand hat. Ist der Schütze gut abgekommen, so tritt nicht selten der Fall ein, daß der Fuchs gleich nach dem Schusse außergewöhnliche Anstrengungen zum Entkommen macht; dann sitzen die Schrote meist in inneren Körperteilen und das Tier verendet nicht weit entfernt.

Der Fang des Fuchses geschieht mit sog. Fuchseln — eine grausame und wenig lohnende Methode — oder mit Tellereisen, wenn der Fuchs zum Bau gefroren, oder mit dem sogenannten Schwanenhals. In Sprunghöhe aufgehängte Vögel oder Fleischstücke können lange unberührt hängen, wenn nicht gerade ein Fuchs kommt, der an das Plündern der Dohrengänge gewöhnt oder der aus Gefangenschaft wieder zur Freiheit gelangt ist. Die Tellereisen werden verdeckt vor die Röhren gelegt und angebunden, aber selten hängt sich der so abgesperrte Fuchs vor der dritten Nacht, auch wohl erst am 5. oder 6. Tage. Da hierbei nur ein Lauf gefaßt wird, so gilt es vor der Morgendämmerung nachzusehen, wenn man nicht mit dem Laufstück allein zufrieden sein will, das der Gequälte sich endlich in heroischem Freiheitsdrange selbst abbeißt. Ist die Falle mit einem Knüppel versehen, der sich im nächsten Strauchwerke festklammern wird, dann soll das Abbeißen des geklemmten Laufes verhindert werden. Die sicherste und meist verbreitete Fangart ist die mit dem Schwanenhals, wozu aber viele Mühe und Ausdauer sowie besondere Erfahrung in Zubereitung des Köders, der Speise erforderlich werden, die den naschhaften Notroch unwiderstehlich in's Verderben locken soll. Der Erfahrene aber kann beim Auffinden einer Spur mit Sicherheit und mit Aussicht auf eine interessante Affaire den Balg schon sein eigen nennen. Der letztere ist in der Zeit vom November bis März am besten und ein nicht schlechter Handelsartikel. Solange auf der Fleischseite des Balges noch schwarze Flecken vorkommen, soll er noch nicht im Winterkleide sein.

Wie die Lockspeise zubereitet und ausgelegt, wie die Fangeisen behandelt und gestellt werden, das hier mitzuteilen würde dem Zwecke unseres Buches nicht entsprechen; wohl aber interessiert uns hier das Verhalten des schlauen Fuchses gegenüber den Lockungen, die ihm der noch viel schlauere Mensch bereitet, um seines Pelzes habhaft zu werden. Und da sagt unser Gewährsmann mit aller Bestimmtheit: „Nach meinen jetzt gemachten Erfahrungen sind alle Füchse von mir gefangen worden, welche das Eisen umkreisten, wenn ich ruhig, ohne etwas zu verändern, die Zeit abwartete.“ Derselbe fand eines Morgens ein zugeschlagenes, nach einer Seite

übergebogenes Eisen und von ihm ab eine Spur im Schnee, die verriet, daß ein starker Fuchs sich über Nacht eine Maulschelle geholt hatte. Nach dem starken Schweißverlust zur Stelle und der Fährte entlang, und nach den ungewöhnlich kurzen und unregelmäßigen Schritten konnte der Flüchtling nicht mehr weit davon liegen, daher denn die Spur verfolgt wurde. Hin und wieder fanden sich ganz mit Schweiß bedeckte Stellen, wo der geschlagene Räuber geruht und über seinen dummen Streich nachgedacht hatte; aber bald verminderte sich der Schweiß und die Raststellen rückten weiter und weiter aneinander, bis sie endlich ganz aufhörten, die Fährte immer regelmäßiger wurde und nur dann und wann noch ein Blutstropfen sichtbar war. Schließlich mußte, als nach 1½ stündiger Verfolgung die Spur in fremdes Jagdgebiet übertrat, dieselbe ganz aufgegeben werden.

Schlagen die eisernen Bügel gerade von den Seiten her gegen Kopf oder Schnauze, so weiß sich der gewandte Fuchs mit Hilfe des spitzzulaufenden, kräftigen Knochenbaues und unter Aufwendung seiner ganzen Kraft und Schlantheit aus der Falle loszureißen, und diese liegt dann meist einige Schritte vom Fangplatz entfernt. Schlägt ein Bügel von oben und der andere von unten gegen den Kopf oder quer von einer Kinnlade über den Seher auf der anderen Seite, dann bleibt der Getroffene meist tot auf dem Platze liegen, die Nasenlöcher voll Schweiß, oder er hat sich im ersten jähen Sprung der Fessel entledigt und liegt tot in der Nähe.

Schußwunde Füchse fangen sich leicht, wahrscheinlich infolge des Hungers, der sie zur Lockspeise treibt. Ein von einem benachbarten Jäger mehrmals geprellter Fuchs umkreiste allnächtlich ein Eisen, schmauste die Lockbrocken außerhalb des Fangplatzes weg, ging aber nicht in die Falle; zufällig brachte demnächst ein auf Hasen aufstehender Schütze auf weite Entfernung einen Schuß auf den Fuchs an und zwei Nächte später saß er mit zwei Klauen eines Hinterlaufes fest und leblos in der Falle. Der Bügel hatte den Schädel zertrümmert und 3 Schrote saßen im Unterkiefer zwischen Haut und Knochen, 4 an den Rippen und 3 im Hinterschläger derselben Seite. Es war ein alter greiser Knabe mit schöner dicht behaarter Kunte. Ein im Eisen gefangener alter Goldfuchs zeigte eine vorhergegangene gräßliche Verstümmelung durch einen Schuß und deren fast wunderbare Heilung. Beide Unterkiefer waren in der Mitte durchschossen und schief geheilt, so daß der rechte Reißzahn unter dem Gaumen stand, wo eine Vertiefung eingedrückt aber schon schön umheilt war; die linke Seite stand entsprechend heraus, so daß deren Reißzahn und ein Stück der Zunge von oben sichtbar war; der Reißzahn des linken Oberkiefers war abgebrochen und alle oberen Schneidezähne fehlten. Der rechte Vorderlauf war über

der Ferse durchschossen und nach der Seite ausstehend verdreht geheilt, so daß das arme Tier beim Fortbewegen nicht mit der Ferse sondern mit der Oberseite der Zehen auftrat: außerdem saßen noch zwei plattgedrückte Schrote am Knochen des Hinterlaufs. Trotz dieser gräßlichen Verkrüppelung war der Körper noch gut genährt. Ein anderer gefangener Fuchs hatte einen Schuß in Keulen und Schwanzwurzel erhalten und obschon die Wunde so stark im Brande war, daß die Abstreifung kaum erfolgen konnte, betrug das Gewicht doch noch 7 kg. Nach unseres Gewährsmanns Erfahrungen ist unter 5 Füchsen nur einer, der nicht Blei in Haut oder Fleisch sitzen hat. In der Dauwert bei Münster wurde ein Fuchs geschossen, dem ein Strick um den Hals bis in's Fleisch hinein geeitert war, wie denn auch sonst festgezogene Schlingen zc. das Abbalgen der Füchse häufig genug erschweren.

Es ist bekannt, daß der mit dem Borderlauf in der Falle gefangene Fuchs sich den Fuß oder das Bein selbst abbeißt und sind unserem Gewährsmann während zwanzigjähriger Praxis drei solcher Fälle bekannt geworden. Eines Morgens bei dünnem frischem Schnee lag ein Eisen zugeschlagen, welches 2 Klauen mit ungefähr 9 cm langen Sehnenstücken eines Borderlaufes festgeklemmt hielt und 5 Schritte vom Fangplatze auf ebenem, hindernisfreiem Boden vorgefunden wurde. Viel Schweiß lag zur Stelle und in der Nähe fanden sich einige mit Schweiß bedeckte Ruheplätze, während etwa 200 Schritte entfernt in einem Dickicht das eben verlassene Lager gefunden wurde. Der Hund nahm die Fährte sofort auf und bellte nach einigen Minuten sehr laut. Der Fuchs trat bald in Sicht und schlug sich in einen Erlentrauch, wo er den Hund solange abwehrte, bis dieser im Angriffe flau wurde und ein Schuß dem Kampf ein Ende machte. Ein anderer solcher Fuchs hatte bei sofortiger Untersuchung des Mageninhaltes das fehlende Ende des verstümmelten Laufes stückweise im Magen, also recht sein eigenstes Fleisch und Blut gefressen!

Die jungen Füchse werden in der Regel im Baue ausgegraben, wobei auch von den Alten wohl einer mitgefangen wird. Es gehören dazu gute scharfe Dachshunde, welche in die Röhren des Baues geschickt werden und die Füchse dort stellen; durch ihr scharfes Anschlagen verraten sie dem mit dem Ohr auf dem Boden liegenden Jäger den Ort, wo sie „vorliegen“, und an dieser Stelle wird „durchgeschlagen“, wobei es Sache des Hundes ist, den Fuchs so zu beschäftigen und ihm so dicht auf dem Leibe zu bleiben, daß er nicht von der Stelle kann, auch wenn die Erde über ihm aufgehoben wird. Mit einem besonderen eisernen Haken, dem Fuchshaken, wird das Tier an's Tageslicht befördert und sein Gehecke aus dem Kessel herausgeholt.

In der Gefangenschaft wurden junge Füchse erst einmal und zwar im zoologischen Garten zu London gezüchtet; Bastarde zwischen Fuchs und Hund sind bis jetzt mit Sicherheit noch nicht konstatiert und alle darauf gerichteten Versuche in zoologischen Gärten zc. erfolglos geblieben. Doch wird die zoologische Sektion mit solchen Versuchen fortfahren.

Die Füchse leiden vielfach an der Räude, so daß sie infolge derselben alle Haare verlieren. Dieselbe entsteht durch eine der menschlichen Krätzmilbe nahe verwandte Art derselben Gattung, die Fuchskrätzmilbe, *Sarcoptes vulpis Fürst.*, welche kolonienweise in den dichtgedrängten, in Krusten befindlichen Gängen auf der Haut des Tieres lebt. Ob die Tollwut unter den Füchsen vorkommt, ist wohl noch eine offene Frage.

3. Familie. *Marder*, Mustelida.

Der Dachs, *Meles taxus Pall.*,

als Einsiedler unter den Säugetieren bekannt, bewohnt selbstgegrabene Baue (vgl. Fig. 46), die möglichst so angelegt werden, daß die Ein- und Ausgänge zwischen Felspalten hineingearbeitet sind und sich der Kessel dann recht tief in der Felswand befindet. Oder der Bau ist in einen Berg oder Hügel hineingearbeitet, und wo auch diese nicht vorhanden sind, gräbt der auf seine Selbständigkeit vertrauende Grimmbart seine Röhren möglichst tief schräg in die Erde. Im Sommer kommt es vor, daß er sich gleich dem Geldmann, der seine Villa auf dem Lande besitzt, provisorisch auch im offenen Felde unter dem hohen Getreide einen Bau gräbt, den er aber verläßt, sobald die Ernte sein Besitztum mit Niederlegen bedroht. Herr Mecke fand auf dem Gute Vollbrexen bei Büren sogar einen Dachsbau auf freiem Felde unter einem Strohdienem; dort hatten zwei Dachsje ihren Winterschlaf gehalten und wurden erst durch das Abräumen des Dienems im Frühjahr zum Verlassen des Baues veranlaßt.

In dem Baue nun wohnt im Mai, Juni oder Juli die ganze Familie, 6 bis 7 Köpfe stark beisammen, und wenn die flammende Hochsommersonne nach langer Tagesarbeit dem Wald und den weidegrünen Hügeln gute Nacht gewünscht hat, um anderswo ihr segensreiches Lebenswerk fortzusetzen; wenn im Dämmerseine des scheidenden Tages zitternde Nebelschleier an dem Hügelrande emporsteigen, dann fängt für Grimmbart und seine Familie die Zeit des thätigen Genusses an. Auf



Dachs vor seinem Bau (Fig. 46).

dem Spielplatz vor dem Bau, der schon dem Großvater und dem Urgroßvater Schutz und Schirm gewährte, tummeln sich die Sprossen der jüngsten Generation mit fesselnder Possierlichkeit. Watschelnden Ganges und mit plumpen Geberden spielen sie „Fange-mich“; man setzt sich auf die Hinterbeine oder hebt die dicken Bäuche aufrecht gegen einander, um sich in Größe und Umfang zu messen; klatschende Schläge sind das Zeichen der Unzufriedenheit, denen wieder eine zärtliche Umarmung unter den Geschwistern und ein gemeinsam riskierter Purzelbaum nachfolgt. Dann verläßt im sicheren Dunkel der Nacht die Familie den Spielplatz und marschiert, die Alte voran, die Jungen im Gänsemarsch folgend, zum nahen Felde, um hier auf Viehweiden die wohlschmeckenden Mistkäfer, anderwärts andere Insekten und Gewürm, kleine Säugetiere und Reptilien, oder reisendes Obst und süße Beeren zu haschen und zu naschen. Daß sie selbst Mäuse nicht verschonen, beobachtete Herr Mecke 1875 in einem Wintergerstenschlag häufig bei Nacht, während der eifrige Jäger dort die schädigenden Wildschweine mit tödlicher Waffe belauerte. Dorthin kamen häufig gegen 11 Uhr zwei Dachse, das Getreidefeld durchschnuppernd und von Zeit zu Zeit mit den scharfen Tazen in die Erde fassend. Dem folgte dann alsbald ein klägliches Piepen nestjunger Mäuse und der folgende Tag zeigte, daß die klugen Tiere mit unfehlbarer Sicherheit die Nester mit der Mäusebrut erspürt und die bergende Erde darüber aufgestochen hatten. Selbst am hellen Tage traf ein Bekannter des Herrn Schacht eine Dachsfamilie in seinem Gehölze; die

Alte schnitt zwar beim Erblicken des ungebetenen Zuschauers ein bitterböses Gesicht, ließ aber ihre etwa 8—10 Wochen alten Jungen nicht im Stich.

Der Reißzahn des Dachses ist schwach ausgeprägt; im übrigen stimmt er in der Anzahl der Zähne mit den eigentlichen Mardern überein:

$$\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3 \cdot 1 \cdot 1}{4 \cdot 1 \cdot 1}$$

auch ist der zweite Schneidezahn des Unterkiefers aus der Zahnreihe zurückgestellt.

Der Dachs ist ein pedantisch reinliches Tier, aber zänkisch und unverträglich, ein mürrischer Einsiedler, der von dem kleinsten Teckel in die Enge getrieben wird und von seinem kräftigen Gebisse nur im äußersten Notfalle Gebrauch macht. Ist nach der Zeit der Brunst und des Sommers wieder die gewohnte Gemütsruhe eingetreten und dem Dachs so von innen heraus auch Gelegenheit gegeben, den Gaben des Herbstes mit Anteil sich zuzuwenden und sich feist zu fressen und unter der Schwarte reiche Reservestoffe aufzuspeichern, dann zieht sich der Sonderling, wenn der härter werdende Boden ihm das Eindringen verwehrt, zur Winterruhe zurück. Einen eigentlichen Winterschlaf hält der Dachs nicht; nur pflegt er zu dieser Zeit mehr der Ruhe und verläßt seltener seinen Bau.

Der Winterpelz unterscheidet sich beim Dachs wohl kaum von dem Sommerleide, ist doch auch die Temperatur, welche den Winter durch in dem warmen Baue herrscht, nicht verschieden von den milden Sommernächten, in denen das Freie gesucht wird. Die Färbung des Pelzes mit dem Wechsel von Grau und Weiß, den schwarzen Streifen am Kopfe und den weiß und schwarz geringelten Haaren ist schwer zu beschreiben. Die kleinen Nestjungen tragen nach Altum kurze, hellstiefelbläuliche Wolle, worin die später weißen und schwarzen Stellen schon zu erkennen sind. Die 3 Jungen, welche eine Dächsin unseres zoologischen Gartens am 17. März 1877 gesetzt, die aber nur kurze Zeit am Leben blieben, hatten fast unbehaarten Kopf und die schwarzen Streifen fehlten ganz. Sie maßen ohne den Schwanz 12 cm und ihre Stimme war dem Knirschen einer Thürrangel ähnlicher als dem Gesänge einer Nachtigall. Von dem alten Dachs hört man selten eine Stimme, wenn er aber einmal sein Klagegeschrei hören ließ, dann hat er auch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. So erzählt Altum, daß bei dem Rittergute Hülschhoff in der Nähe von Münster sich einmal allabendlich gellende aber in ihrer Herkunft unerklärliche Schreie hören ließen, so daß die zum Kühemelken ausgegangenen Mädchen schleunigst die Flucht ergriffen. Das „Schreiding“ konnte nur ein Dachs gewesen sein. Den Tod erleidet der angeschossene Dachs ohne Klage, ohne Laut. Wenn sich in unserem

zoologischen Garten die Dachse unverträglich mit einander balgen und beißen, so lassen sie dabei ein unangenehmes Kreischen hören. Bei diesen Balgereien drängen sie gern mit dem Hinterkörper gegen einander, um sich so gegen den Biß des anderen zu schützen.

Unter dem Schwanz besitzen die Dachse ein sackartiges Organ, 6 cm im Durchmesser und 2,5 cm tief. Diese Tasche enthält ein Sekret, das aus einem dem käsigem Teile der Milch ähnlichen Stoffe besteht, nur wenig Fett. Die Tasche scheint bei jungen und erwachsenen Tieren eine verschiedenartige Bedeutung zu haben. Die jungen Dachse saugen gern daraus und zwar schlürfen sie jedesmal, nachdem sie Milchnahrung zu sich genommen haben. Liegen sie allein, so saugen sie aus der eigenen Tasche, befinden sich aber mehrere Junge in demselben Neste, so saugen sie aus der Tasche ihres Nachbarn. Daher mag wohl der im Volke gebräuchliche Spruch stammen: Der Dachs zehrt im Winter vom eigenen Fett. Sobald die Jungen zu anderer Kost übergehen, hört das Schlürfen aus der Tasche auf und bei den Alten findet es nie mehr statt.

Die Kollzeit fällt, wie dies die neuesten zuverlässigen Beobachtungen festgestellt haben, in die Monate September und Oktober, sogar schon wohl in den August, und nach etwa einem halben Jahre werden die Jungen im Monat März abgesetzt.

Dies an den Erdboden gebundene sonderbare Tier mit dem plumpen Körperbau und den bärenartigen Taten, mit kurzem Schwanz und kurzen Ohren, ist ein naher Verwandter der langen, schmalen, flinken Marder und kann selbst als ein Erdmarder bezeichnet werden. Für den Jäger hat der breitrückige gutmütige Gesell viel Interessantes und die Jagd auf ihn wird in mancherlei Weise betrieben. Am häufigsten wird er im Herbst, von Mitte Oktober bis Mitte November aus seinem Baue ausgegraben, da man auf sein Fell vielfach noch sehr erpicht und auch nur während dieser beiden Monate die Jagd gesetzlich gestattet ist. Sehr umfangreiche und schwer zu grabende Dachsbaue werden Mutterbaue genannt, die sich oft seit Menschengedenken immer wieder an derselben Stelle befinden, und auch oft sehr viele Ein- und Ausgänge und mehrere Kessel haben. In solchen Bauern herbergen wohl mehrere Dachsfamilien und selbst Füchse siedeln sich friedlich mit an. Um nun aus solchen in Westfalen vielfach bekannten Bauern den fetten Schmeerbauch herauszufangen, werden Sackjagden veranstaltet. In einer klaren Mondnacht ziehen die Jäger mit recht starken, durch feste Weidenbügel oben offen gehaltenen Säcken zum Baue, nachdem Tags zuvor schon am Eingange jeder Röhre einige kleine Ruten lose in die Erde gesteckt worden. Grabwerkzeuge und Blendlaternen sind zur Stelle; die Rütchen

werden revidiert und siehe da, an einer Röhre sind sie nach außen geschoben, ein Zeichen daß Meister Grimmbart ausgefahren ist. Die abseits oder sonst unbequem gelegenen Röhrenmündungen werden zugestopft und in etwa 5 offen gelassene Gänge je ein Sack hineingeschoben. Gegen 12 Uhr kündigt ein Signalschuß der schon vorher benachrichtigten Treiber an, daß dort die Hunde losgekoppelt sind. Nun wird es lebendig, denn die Hunde jagen, was sie finden, meist Hasen und auch wohl ein Reh. Jeder steht regungslos an einen Baumstamm sich lehnend, um den Dachs nicht zu übersehen, der bei dem Lärmen vorzieht, die Eichel in Stiche zu lassen und seiner sicheren Klaufe zuzustreben. Nun raschelt es im herbstlichen Laube; der Dachs kommt herangetrottet und findet einen Teil seiner Zugänge verschlossen. Hier aber ist einer offen und da geht es mit möglichster Hast hinein; hinter ihm wird noch rascher der Bügel zgedreht, der Sack herausgezogen und dem Gefangenen ein betäubender Schlag über die Nase versetzt, der allen Widerseßlichkeiten ein Ende macht. Schon hat wieder Einer, dem Eile thut Not, einen Reservesack in die Röhre geschoben und bald sitzt ein zweiter Dachs an derselben Stelle gefangen, während ein Dritter sich eine andere Röhre als todbringende Falle aussucht.

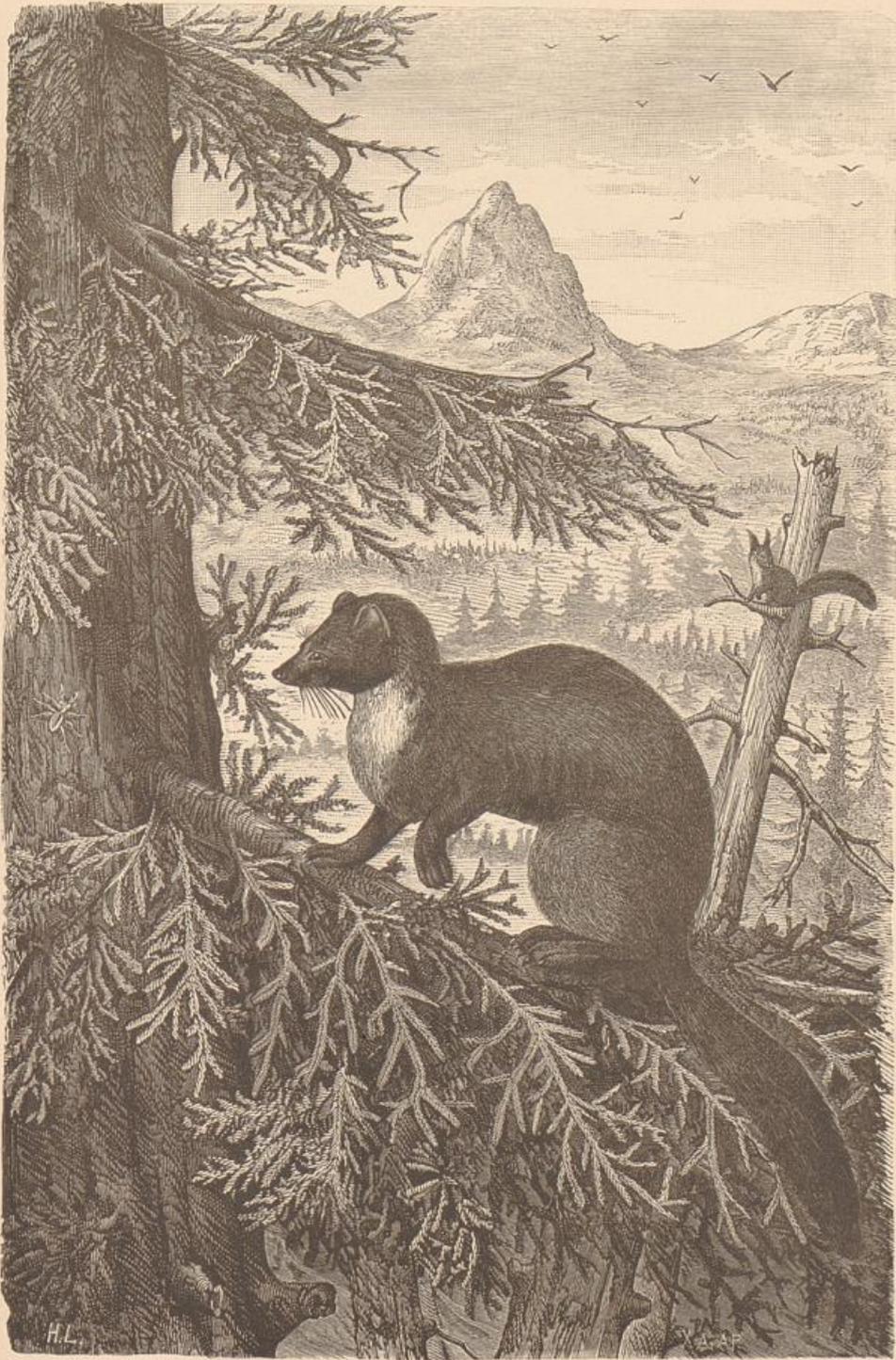
Man stellt auch Tellereisen vor die Ausgangsröhren oder auf dem Wechsel über der Erdoberfläche auf, oder der Jäger stellt sich, wenn er Geduld besitzt, in der Nähe des Baues auf, bis der gutmütige Einsiedler seine Klaufe verläßt, um durch einen vollen Schrottschuß vor den Kopf getötet zu werden. Endlich wird auch der arme, vielverfolgte Dachs in mond hellen Nächten auf offenem Felde mit Hunden gehegt und dabei erlegt.

Sein Fleisch wird wegen des starken Geruches und Geschmades sowie wegen seines Fettreichtums von den Meisten verschmäht, wenn es aber eine Zeit lang in fließendem Wasser gelegen hat und gut zubereitet wird, dann schmeckt es gar nicht übel. Im zoologischen Garten wenigstens hat uns das Fleisch zweier Dachse als Ragout wie im Braten vorzüglich gemundet und würden wir uns keinen Augenblick bedenken, bei einer neuen Gelegenheit mitzuessen. Jedoch der Geschmack und die Ansichten über das Dachsfleisch sind sehr verschieden. Es mag noch erwähnt werden, daß der Dachs schon als Trichinenträger erkannt wurde. Vor einigen Jahren, so teilt uns Prof. Altum mit, sind eine Anzahl Akademiker durch einen gebratenen Dachsrücken heftig an der Trichinose erkrankt, obgleich die meisten des schlechten Geschmades wegen kaum einen Bissen genossen hatten. Bei solchen Waidmannsesszen sollte also das Fleisch durch und durch gar gekocht oder gebraten sein!

Der Edelmarder, *Mustela martes* L.,

auch Baumarder (vgl. Fig. 47) genannt, liefert mit seinem kastanienbraunen, häufig von der Schnauzenspitze bis zum Rutenende oben fast gleichfarbigen Balg, der unter dem Halse einen gedrückt herzförmigen, matt honig- oder dottergelben Flecken zeigt, eins der besten, schönsten und wertvollsten Pelzwerke unserer Gegend. Nach der starken Behaarung der Ferse und der Sohle, die ihm einen unhörbaren Gang gestattet, sollte man meinen, daß der Edelmarder zum Schleicher bestimmt gewesen sei; wer ihn aber am hellen Tage hinter einem Eichhörnchen hat herfürmen sehen, wird diese verächtliche Eigenschaft unserm Nobelmanne nicht zuschreiben. Sein gelenkiger Körper, zum Laufen wie zum Klettern gleich gut eingerichtet, läßt ihn die sichersten und elegantesten Sprünge und Wendungen vollführen; seine kräftig sehnigen Läufe mit den spitzig scharfen, an der Spitze etwas gebogenen Krallen, die an der Unterseite eine feine Rinne tragen, bringen ihn auf dem freien Boden wie auf dem abstreichen Baume rasch seiner Beute zu, die einmal erreicht unentriembar gefaßt wird. Eine eigentümliche Gelenkung der Hinterbeine gestattet dem Edelmarder sogar, gleich dem Eichhörnchen kopfunter am Baumstamme herabzulaufen. Er vertilgt große Mengen der im Walde sich aufhaltenden Mäuse, erfaßt aber auch Hasen und würgt sogar ein Rehkitzchen; die Nester der größeren Eulen und die Raubvogelhorste läßt er unbehelligt, aber Hasel-, Birk- und Auer-Wild verschont er nicht, wenn diese bei tiefem losem Schnee sich Gänge wühlen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen; und von Staren, Spechten, Meisen und dergl. verzehrt er Junge und Alte. Die Eichhörnchen jagt er von Boden zu Baum, von Ast zu Ast auf weite, weite Strecken und wo die Weibchen mit den jungen Mardern ihr Jagdgebiet haben, da bleibt selten eins dieser niedlichen aber keineswegs nützlichen Tierchen übrig.

Die Edelmarder und besonders die Weibchen derselben halten ziemlich regelmäßig ihr Lager, hohle Bäume bevorzugend, wo des Spechtes hackender Meißel bereits einen Zugang geschlagen hat, und polstern solche Lager mit Moos und auch mit den weichen Federn ihrer geflügelten Opfer aus. Aber auch ein Krähen- oder Eichhornsnest, der verlassene Horst eines Raubvogels, selbst die nackte Felsenkluft oder ein unbedeckter Kohlenmeiler, geklastertes Holz und Reifighaufen genügen ihnen, darauf oder darin der Ruhe zu pflegen. Bei der großen Ausdehnung, die ihr Jagdrevier meistens hat, und innerhalb dessen sie selbst Bäche durchschwimmen, kehren sie oft erst nach acht Tagen zu derselben Stelle zurück.



Edelmarder (Fig. 47).

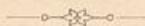
Finden sie Nahrung im Überfluß, so lassen sie häufig das Fleisch der erwürgten größeren Tiere liegen und laben sich nur an dem Blute, das sie mit Vorliebe schlürfen, und an dem Gehirn, das ihnen unter allen Umständen ein Leckerbissen ist. Wenn die Nahrung spärlich wird, nehmen sie mit dem Ausbruch von Rehwild, und dergl., dem Hasengescheide, toten Vögeln und Mäusen vorlieb. Hat ein Baummarder einen Dohnengang für Kramtsvögel entdeckt, so besucht er diesen tagtäglich und nimmt nicht allein die gefangenen Vögel fort, sondern auch die als Lockspeise aufgehängten Ebereschbeeren, denn auch derlei saftige Früchte sind ihm willkommene Nahrung. Trifft er mit dem Fuchs auf dem Jagdzuge zusammen, so muß der Marder natürlicherweise den kürzeren ziehen, und den erbeuteten Hasen jagt ihm jener wohl manchmal ab.

Über ein Zusammentreffen von Edelmarder und Hase erzählt Herr Landwirt Becker in Hilschenbach folgendes. „Im Winter 1853 kam ich bei frischem Spürschnee an einem jener seltenen Tage, wo die Büsche, die Äste und selbst die Stämme der Bäume unter der Bucht des aufgelagerten Schnee's sich nach allen Richtungen neigen und so die bekannteste Gegend völlig fremd erscheinen lassen, durch einen ginsterbewachsenen Hauberg über einen Schlittenweg, worauf den Eindrücken nach sehr flüchtig ein Hase gelaufen hatte. Zu beiden Seiten der Spur lag ausgerupfte Hasenwolle und bald auch ging die Spur des armen Lampe in die eines Baummarders über. Die Rückspur führte zu einem frischen Hasenlager, und ein Meter davon entfernt endigte eine Baummardersfahrte. Die Eindrücke im Schnee zeigten deutlich, daß der Marder unter Wind herangeschlichen war und von hier den gelungenen Fangsprung gethan hatte. Wie der Hase den unwillkommenen Besuch seines blutlechzenden Gegners aufgenommen, kann man sich denken: er wird in der rasendsten Flucht sein Heil gesucht haben, aber vergebens. An der Stelle oben, wo des Hasen Spur in die des Marders überging, fand ich kaum ein Anzeichen von Blut und Wolle, aber als ich mit dem Fuße in den Schnee neben dem Wege stieß, kam ein noch warmer Hase ohne Kopf zum Vorschein, den der Marder so schön verscharrt und bedeckt hatte, daß davon auch nicht das geringste zu sehen gewesen. Aus den kurzen Schritten der verfolgten Spur ließ sich schließen, daß der Mörder gut gesättigt und in behaglicher Gangart seinen Weg fortgesetzt hatte. Da die Spur in ein mir sehr bekanntes Wäldchen führte, wo Krähen- und Eichhörnchenester waren, zog ich meinen Jagdfreund zum Verfolgen mit heran. Der kommt mit der Bracke, sieht und schießt . . . fehl, denn der Marder eilt spornstreichs in ein achtjähriges Fichtenstück. Der Hund jagt laut nach, der Marder setzt sich in den schneebedeckten Fichten zur Wehr, der Schnee stäubt, der Hund klagt, aber weiter

geht die Heze. Nach stundenlangem Jagen in dem kaum einen Morgen haltenden Fichtenbestande wird der Hund, von Mässe und Kälte und verschiedenen Bissen des kleinen Wüterichs heimgesucht, so müde, daß die Jagd aufgegeben werden mußte.“

Zuweilen lagert der Edelmarder in ganz hohlen Stämmen, aus denen er durch Räuchern, Klopfen oder Stoßen mit langen Stangen wohl herauszutreiben ist. War dann aber der Schütze nicht gewandt genug, den Marder bei den ersten Sprüngen zu erlegen, so warte er ruhig ab, bis das Tier nach 40—50 Sprüngen sich seines Unrates entledigt und dann ein sicheres Ziel gewährt.

Im Pippeschen ist der Edelmarder auch noch häufig; Herr Schacht fand ein Nest mit 4 Jungen nur 5 Meter vom Boden in einem alten Eichhörchenbau; ein andermal ein schlafendes Exemplar in einem Elsterneste, das in einer dichten Hecke stand. Vor einiger Zeit spürte der Hund eines bei Feldrom im Walde treibenden Hirten einen Edelmarder in einem dichten Dornbusch auf, zerrte ihn heraus und biß sich tapfer mit ihm herum. Der Hirt gewahrt den Kampf, eilt seinem Pphylax zu helfen herbei, will mit seinem Stecken den Marder über den Kopf schlagen, trifft aber unglücklicherweise die Nase des Hundes, der betäubt zu Boden sinkt, während sein Gegner blitzschnell dem nächsten Baume zuspringt und verschwindet. —



Der Steinmarder, *Mustela foina* L.

Dem Edelmarder in allen Körperteilen an Größe nachstehend und an der weißen Kehle sofort von diesem zu unterscheiden, ist der Steinmarder ein allgemein verhaßter Räuber, da er sich in einzeln stehenden Ökonomiegebäuden, Scheunen u. s. w. aufhält und von hieraus gegen das Hausgeflügel in einer Weise wüthet, die auch den indolentesten ländlichen Besitzer aufstachelt und dem kleinen Einbrecher bald arge Verfolgung auf den Hals zieht. Selbst in die Städte hinein wagt er sich und namentlich bei Gewitterluft sieht man das unruhige Tier über die Dächer hinschlüpfen. Er klettert und springt nämlich ebenso gut wie sein vorbeschriebener Vetter und wird auch wie dieser in Tellereisen, Kasten- und Prügelfallen gefangen. Herr Mecke fand im März 1860 in einer Scheune zwischen Stroh vier etwa 8 Tage alte Steinmarder, und fing am 4. April 1872 im Tellereisen ein Weibchen, welches Junge säugte.

Auch dieser Marder vertilgt eine Menge Mäuse, deren Nester man in den Excrementen zahlreich vorfindet. Er ist übrigens noch mordsüchtiger als der Baummarder und läßt kaum ein lebendes Tier, das er bewältigen kann, mit dem Leben

davon kommen. So mordet der Grausame in Hühnerställen und Taubenschlägen Duzende der kreischenden Hennen oder der wildflatternden stummen Tauben, um mit einem einzigen Beutestück im blutigen Rachen wieder das Weite zu suchen, ein Schlachtfeld zurücklassend, dessen Anblick dem betroffenen Tierfreunde das Herz zerreißend möchte. Diese grausame Zerstörungswut und der Umstand, daß die Steinmarder sich um Vertilgung der Mäuse oder anderer schädlicher Tiere durchaus nicht in dem gleichen Verhältnisse wie der noblere Vetter verdient machen, lassen ihre scharfe Verfolgung unter allen Umständen gerechtfertigt erscheinen.

Verwundet eingefangen verbeißt sich der Marder nicht selten derart, daß sein Rachen nur mit der größten Gewalt geöffnet werden kann. Einem Landmann hatte, wie unser Gewährsmann erzählt, der angeschossene Marder sich derart in den Daumen verbißen, daß der hilflose einsame Jäger eine Schmiede aufsuchen mußte, wo er mittels der Zange von seiner lebendigen Fessel befreit wurde. Auch kommen die zählebigen Tiere, wenn eins für tot in die Jagdtasche geschoben worden, zuweilen zum Schreck und Schaden des Jägers wieder zu sich, daher man gut thut, ihnen vorher die Beine mit einem Stricke zusammen zu binden.

Jung eingefangene Marder lassen sich zähmen und gewähren dann durch ihre Lebhaftigkeit, Anhänglichkeit und Gewandtheit viel Vergnügen; aber die natürliche Raubgier und der angestammte Blutdurst verläßt sie nie, und wenn es dem lebenswürdigsten Gefangenen einmal gelungen ist, ein Huhn oder dergleichen zu erwürgen, dann ist mit dem Zögling nichts mehr anzufangen.

Daß Kreuzungen zwischen dem Stein- und dem Baummarder vorkommen, wird vielfach angenommen und Herr C. Mecke fing im Winter 1869 in der Gutsforst bei Bollbrenen, Kreis Bären, ein Exemplar, welches bei frisch gefallenem Schnee aufgespürt und lebend aus einem hohlen Baume herausgezogen wurde. Dasselbe war nicht so hell, wie der Steinmarder, aber auch nicht so dunkel gefärbt wie es der Baummarder ist; die Kehle war nicht weiß, wie bei ersterem, aber auch nicht so orangegelb wie bei letzterem, sondern weiß mit gelblichem Anfluge. Mehrere Fachleute waren damals der Ansicht, daß dies Exemplar unbedingt aus einer Kreuzung von Baum- und Steinmarder hervorgegangen sein müsse. Derartige Farbenvarietäten kommen nach Prof. Altums Mitteilung oft vor, wodurch die Bastardnatur wieder mehr als zweifelhaft wird.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß alle jungen Marder beider Arten in der Jugend keinen gelben oder weißen Kehlfleck besitzen.

Der gemeine Iltis, *Mustela putorius L.*,

liefert auch einen recht zarten hübschen Pelz, denn dessen pechbraune Grammen heben sich gegen den namentlich an den Körperseiten stark durchscheinenden gelben Wollpelz prächtig ab, und die Unterseite, Beine und Schwanz sind tiefbraun, während Lippen, Nase, Kinn und Ohrrand sowie ein großer Fleck zwischen Auge, Ohr und Mundwinkel sich weiß abheben (vgl. Fig. 48).

Seine Jagdreviere sind mehr die feuchten und an der Erde gelegenen Schlupfwinkel, wie Stallungen, Kanäle, Holzstöbe in der Nähe von Wohnungen; selten trifft man ihn auf den Bodenräumen und auch dann nur, wenn er bequem dahin gelangen kann, denn Klettern scheint ihm unbequem und verhaßt zu sein. Auch trifft er seine Hauptnahrung, die ja in Ratten, Mäusen, Fröschen, Igel und dergl. besteht, am sicheren Boden mehr als in der Höhe, wo ja auch schon sein feinerer Better von vornhin sein Jagdrevier hat. Denn die gegenseitige Verwandtschaft unter den Mitgliedern der Marderfamilie, die gegenseitige Ergänzung in bezug auf die Lokalitäten, innerhalb deren sie ihre natürlichen Lebensaufgaben erfüllen, erinnern an die gleichen, oben geschilderten Verhältnisse bei den Fledermäusen. Auf diese Weise lernen wir verstehen, in wie harmonischer Weise die Glieder der Wesenskette und ihre Verrichtungen ineinandergreifen, welche nur auf die Erhaltung des Individuums und der Art gerichtet scheinen, und doch in den großen Lebensplan hineinpassen, wie die einzelnen Säulen und Glieder eines erhabenen Tempels, an dem alles Einheit und Harmonie ist, möge der einzelne Teil auch nach unseren Begriffen noch so geringwertig sein.

Im Freien folgt unser Iltis gern dem Laufe der Bäche und Flüsse, um unter dem Ufer Frösche und Ratten zu erbeuten. Diese verfolgt er in lebhaftem Zagen, saugt den erfaßten das Blut aus und schleppt sie dann nach seinem Lagerplatz, welcher bald unter einem Uferhang im Buschwerk, bald in Erdhöhlen, verlassenen Stollen, in Steinbrüchen, unter Reifighaufen mit wenig Umständen angelegt, ja meist kaum trocken ausgefüttert ist. Und wie sollte ihm dies bei der Art und dem Zustande seiner Nahrung auch möglich sein? Fand doch einer unserer Gewährsmänner in einem solchen, mit trockenem Laub ausgefütterten Kessel im Januar 1869 bei Schnee und starkem Frost einige 40 erstarrte, meist halbtote Frösche, welche sämtlich Bisswunden an Kopf und Hals zeigten und von dem Iltis aus einem nahe gelegenen Wildbache geholt und aufgespeichert worden waren. Die Gileiter der Frösche verzehrt er nicht; bleiben diese auf feuchtem Boden liegen, so quellen sie stark auf

Iltis.

und bilden die gallertigen Haufen, welche im Volksmunde unter dem Namen Meteor-gallerte oder „Sternschuppen“ bekannt sind. Aber auch von Reihern ausgespuckte Froscheileiter bilden dieselben Gallertmassen. Seltener sind es Schleimalgen (*Nostoc*), aus denen ähnliche Gebilde bestehen.

Auch durchsucht das emsige Tier im Winter steinige Schluchten, um hier die fetten Feuersalamander hervorzuholen, die für den Iltis ein Leckerbissen zu sein scheinen. Im Sommer sind ihm die Eier und Jungen der am Boden brütenden Vögel willkommene Beute und dem Geflügelhose macht er gern seine störenden Besuche, wobei er selbst Enten angreift und durch einen festen Biß in's Genick tötet. Dann findet man bei näherer Untersuchung zwei rings von Federn entblößte Löcher,



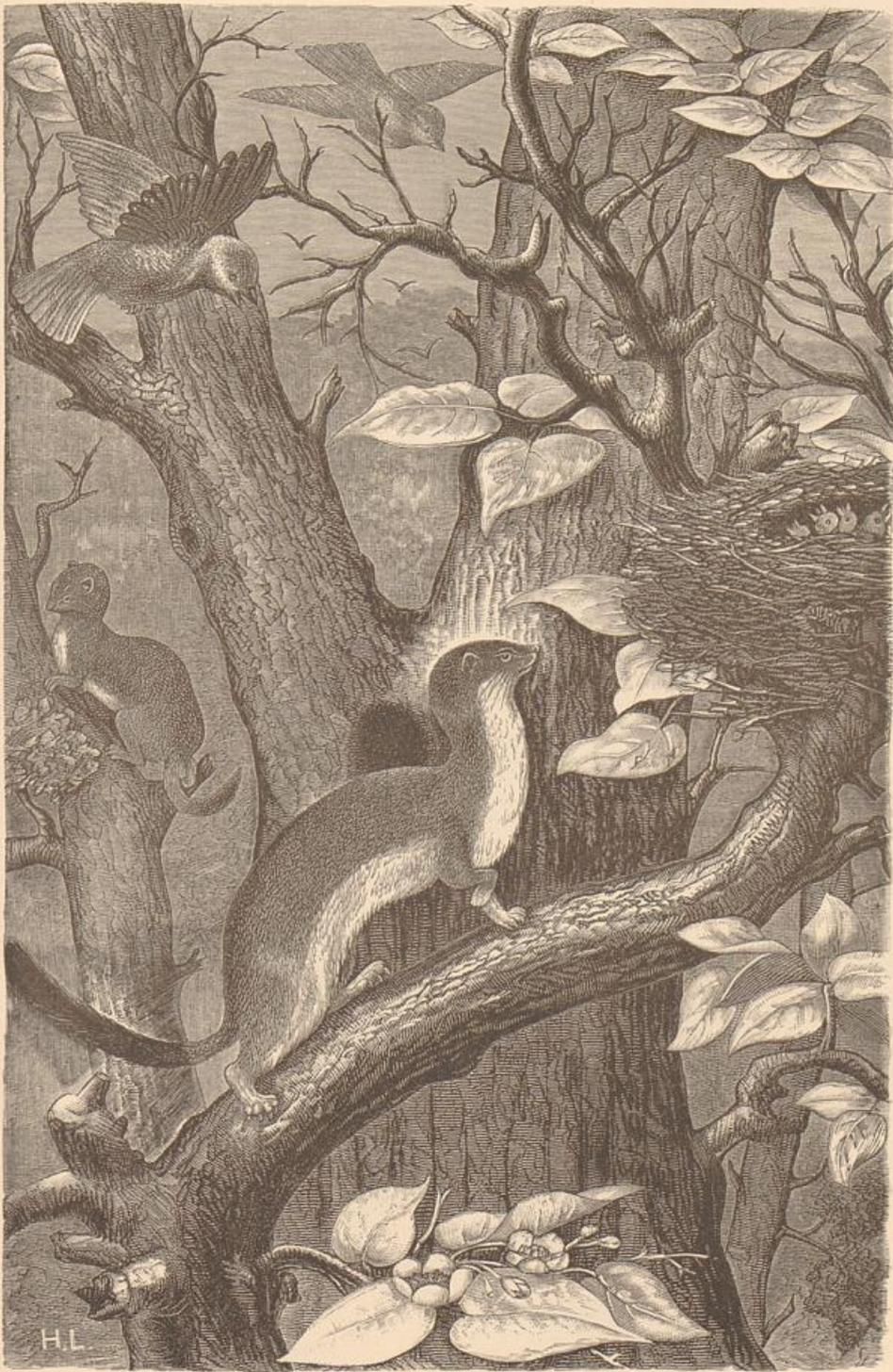
Iltis beim Hühnerneße (Fig. 48).

aus denen der Räuber zunächst das Blut gesogen, um später erst den Kopf und die anderen Teile zu verzehren. Daß der Iltis Hasen oder Hühnern in Feld oder Wald gefolgt wäre, ist aus den Spuren noch nicht zu ermitteln gewesen, wohl aber daß er selber vom Fuchs verfolgt worden, sei es um ihm seine Beute abzujaßen, oder ihn selbst zu erwürgen; abgestreifte Iltisse wenigstens nimmt der Fuchs regelmäßig auf und verspeißt sie.

Um den Lagerplatz des Iltis findet man, wenn er längere Zeit ihn benutzt hat, einen von Froschlaid, Kot u. s. w. aufgeführten handhohen Wall und um denselben in unappetitlichster Weise getötete Frösche, Molche und dergl. gelagert. Von hier aus streift er weit aber mit Gemächlichkeit umher, über mehrere Ortschaften hinaus, so daß er sich veranlaßt findet, hin und wieder Plätze anzulegen, die er vorkommenden Falles als Zufluchtsort oder zur Aufspeicherung übriger Nahrung benutzt. Aus solchen Lagerplätzen läßt er sich nur vertreiben, wenn dieselben bloßgelegt werden; sucht man ihn in Holzhaufen zu erlegen, so bleibt er bei nur einiger Vorsicht regelmäßig liegen, bis die letzten Scheite oder Reiser über ihm weggenommen werden. Gegen Hunde setzt er sich stets zur Wehr, wenn diese nicht schon durch seinen abscheulichen Gestank vertrieben werden.

Im Lippeschen ist der Iltis in Städten, Dörfern und Gehöften noch immer häufig, obwohl ihm dort allzu eifrig nachgestellt wird. Schacht fand ein Nest unter einem Hühnerstalle, ohne daß es dem Tiere je eingefallen wäre, ein Huhn zu würgen oder ein Ei zu stehlen. Ein anderer Iltis hatte sein Quartier in einem frei im Hofe stehenden Entenstalle, ohne sich an den Enten zu vergreifen. Ein dritter wohnte in einem verfallenen Bauernhause, in dem Gänse und Hühner allnächtlich ihre Ruhe hielten; obgleich er einen ganzen Winter hindurch hier logierte, hat Herr Schacht doch nicht gehört, daß das Raubtier dem Federvieh zu nahe getreten wäre. Der Schaden aber, den der Iltis sonst vielleicht auf dem Geflügelhof und an der Brut nützlicher Vögel anrichtet, wird immerhin reichlich aufgewogen durch die große Masse von Ratten und Mäusen, die er vertilgt, und so ist es schade, daß er so schonungslos verfolgt wird.

Die Jungen, welche anfangs Mai in der Zahl von 3—8 Stück zur Welt kommen, lassen sich leicht zähmen und gleich dem Frettchen zur Jagd auf Kaninchen abrichten, und es will scheinen, als ob die in alter Zeit aus Afrika nach Spanien eingeführten und von dort weiter verbreiteten Frettchen, welche gegen die überwältigenden Kaninchenmengen in Spanien zu Felde ziehen mußten, nichts weiter waren, als gezähmte Iltisse, wenn auch heutzutage eine erbitterte Feindschaft zwischen

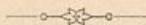


Hermelin beim Nestplündern (Fig. 49).

Frettchen und Iltissen herrscht. Letztere werden auch hier und da zum Rattenfange in den Häusern gehalten, sie sollen aber — wie dies von Katzen bekannt geworden ist — schlafende Säuglinge und selbst Erwachsene in lebensgefährlicher Weise anbeißen oder ansaugen; und ihr Geruch kann sie auch nicht besonders beliebt machen.

Der Fang dieses Proletariers unter unseren Raubtieren mit Fallen und Fang-eisen ist entschieden leichter als der der schlaueren und weniger frechen Marder; ein verrostetes mit Spreu oder Schnee bedecktes Tellereisen genügt, um ihn sicher zu fangen, und den verfolgenden Hunden gegenüber zeigt er sich wenig listig oder gewandt.

Frettchen, *Mustela furo L.*, werden auch hier zu Lande vielfach zum Kaninchenfang benutzt. Gewöhnlich haben sie rote Augen und einen weißen ins gelbliche spielenden Pelz. Da sie sich plastisch nicht von dem Iltis unterscheiden, müssen sie als Albinos desselben angesehen werden. Wir haben jedoch auch weiße Frettchen mit dunklen Augen gesehen, sowie dunkeläugige und braunpelzige. Die Frettchen sind außerordentlich träge und stumpfsinnige Tiere; die Jäger tragen sie in der Rocktasche mit sich zum Jagdrevier. Sobald sie aber in den Kaninchenbau laufend ihre Beute wittern, erwachen sie aus ihrer Letargie, und erinnern dann an die Bewegungen ihrer Stammart.



Das Hermelin, *Mustela erminea L.*

Des kurzen knapp anliegenden Haarleides wegen erscheint der Leib des Hermelins (vgl. Fig. 49) vor den bisher geschilderten marderartigen Tieren außerordentlich lang und schlank. Es erreicht eine Körperlänge von 23 cm, der Schwanz 5 cm. Die Sommerfärbung ist oben rostbraun, unten gelblich bis weiß; im Winter wird das braune Kleid durch ein schneeweißes ersetzt, nur die Schwanzspitze bleibt stets schwarz und unterscheidet sie dieses Kennzeichen leicht von dem sonst ähnlichen, jedoch kleineren und zierlicheren Wiesel. Allgemein bekannt sind die Hermelinpelze, welche aus den Winterpelzen — auf jedem Felle das schwarze Schwanzende besonders befestigt — zusammengenäht werden und die Schultern der höchsten Würdenträger unserer Kaiser- und Königreiche bei den feierlichsten Gelegenheiten zu schmücken pflegen. Die Farbenveränderung von braun in weiß wird durch den doppelten Haarwechsel bedingt; gegen den Winter, im November fallen die Haare aus und zwar zuerst an den Seiten, später auf dem Rücken und zuletzt auf dem Kopfe. Dieser Farbenwechsel steht sicher mit der Färbung der winterlichen Umgebung in naher Beziehung, denn bei Schnee wird ein weißes Hermelin besser vor Verfolgung

geschützt sein, als ein dunkel gefärbtes — nur ist es wieder auffällig, daß bei den nächsten Verwandten nicht einmal eine ähnliche Schutzfärbung vorkommt. Im Frühling wird dann der Winterpelz allmählich wieder durch das Sommerkleid ersetzt. Vom März an treten zuerst die dunklen Stellen über den Augen, in der Augenbrauengegend auf, ziehen sich dann zu den Ohren und über den ganzen Kopf hin und zuletzt über den ganzen Leib.

Dies niedliche Räuberchen besitzt bei ungewöhnlicher Körperkraft eine große Gewandtheit, und sein schlanker dünner Leib gestattet ihm, in jede Maulwurfsröhre zu schlüpfen. Hat doch Herr Meede zu verschiedenen Malen das Nest einer Familie des großen Wiefels, wie das Hermelin auch vielfach genannt wird, aus dem Kessel einer Maulwurfsröhre ausgegraben, und zwar war das Nest meist aus Mäuse-, Maulwurfs- und Hasenhaaren und Fellstücken hergerichtet. Die Röhren der Feldmaus sind ihm zu enge; in Steinbrüchen, in zerklüftetem Mauerwerk und angefahrenen Steinhaufen hält es sich gern auf.

Das Hermelin ist eins unserer schärfsten Raubtiere, ein Mordgesell ersten Ranges, welcher sich nur von warmblütigen Tieren ernährt und dem das Morden Beruf ist. Wenn es bei seinem rastlosen Suchen und Jagen nach Mäusen einem bodenständigen Vogelneste begegnet, so wird dieses ohne Zögern ausgeraubt; alle am Boden nistenden Vögel haben von ihm zu leiden, vorwiegend aber diejenigen, welche im Felde, auf der Heide oder in Feldgehölzen ihr Nest gern auf oder an Wällen, Grabenrändern, Rainen, in dornbewachsenen wüsten Ecken anlegen, weil solche Plätze vor allen die Zufluchtsstätten der Mäuse sind und darum vom Hermelin der aufmerksamsten Durchsuchung unterzogen werden. An solchen Orten nisten folgende Vögel, deren Nester man dann auch durch das Hermelin zerstört findet: das Rebhuhn, die Ammerarten, besonders die Goldammer — hierzulande Gelbgänschen genannt —, der Baum- und Wiesenpieper, der Stein-, Heide- und Wiesenschmäzer, das Rotkehlchen, die Schwarzamsel, die Laubvögeln, die Nachtigall und in Dornestrüpp selbst dem Hermelin noch erreichbar die Grasmücken. Alle diese müssen gar häufig herhalten und nicht selten wird das brütende Weibchen auf dem Neste gefangen und gemordet.

Wasser hält diesen trefflichen Schwimmer durchaus nicht ab, und Ferdinand von Droste sah es zu wiederholten Malen Gräben und Flüsse, ja selbst breite Teiche durchschwimmen, was auch der jetzige Sektions-Direktor aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Inmitten des weitläufigen Hausteiches zu Hülschhoff liegen ein paar Bleichwälle, auf deren einem eine geräumige Strohhütte stand, welche als Bruthaus

der zahmen bezw. halbwilden Enten diene. In einer Nacht nun war ein Hermelin hinübergeschwommen und hatte 11 halb erwachsene Enten durch einen Biß in den Hals getötet. Als am andern Morgen die Strohütte durchstöbert wurde, sprang das Hermelin ins Wasser und entkam. Ein andermal fand von Droste beim Ausgraben eines Hermelinestes 7 Entenkücken in seinen Röhren. Dreimal sah er selbst ein Hermelin den sicher 40 Schritte breiten Teich zu den Bleichwällen hin durchschwimmen und zwar zweimal mitten im Winter. Dr. Landois beobachtete, daß Hermeline den Afluß von der Promenade zu unserm zoologischen Garten hin durchschwammen.

Wenig bekannt ist es, daß das Hermelin auch mit einer großen Kletterbefähigung ausgestattet ist und den auf Bäumen befindlichen Vogelnestern nachstellt; die meisten Schriftsteller bestreiten sogar diese Eigenschaft und doch hat von Droste auch hierüber sichere Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt. So wurde einmal bei Hülshoff ein Hermelin von Hunden verfolgt und floh in seiner Not in eine einzeln stehende italienische Pappel. Beim Hinzueiln der Verfolger war es schon bis fast in die äußerste Spitze gestiegen, von wo es herabgeschossen wurde. Moritz von Droste schoß im Rüttenbeker Busch ein Hermelin, welches in der Krone einer alten, bis in etwa 8 m Höhe astlosen Eiche laufend zu sehen war, und ein Arbeiter des Genannten tötete mit einem Brecheisen ein Hermelin in einer hohlen Weide, als es eben einen brütenden Star auf dem Neste tot gebissen hatte. „In Hülshoff stehen“ — wie der inzwischen verstorbene Ferdinand von Droste erzählt — „meinem Zimmerfenster gegenüber an der Mündung einer Zugbrücke einige uralte Kastanien von fast 140 cm Durchmesser. Vor langen Jahren hatten bei einer durch Anfüllung des Teiches verursachten Wurzelerkrankung sämtliche Äste gestutzt werden müssen, die Stümpfe sind samt und sonders hohl geworden und dienen nun Sperlingen, Staren, Meisen und dgl. zur Wohnung. Neben dieser interessanten Kolonie nisten dort noch regelmäßig je ein Buchfink, Distelfink, Baumläufer, kleiner Buntspecht und zuweilen eine Gule, einmal auch ein Pirol, und scheint diese Gesellschaft die Hermeline, welche in dem anstoßenden Garten recht häufig umherstreifen, ihres großen Nutzens wegen aber im allgemeinen geschont werden, besonders zu Raubeinsfällen zu reizen. Bei solchen Raubzügen habe ich die Hermeline wiederholt beobachtet und auch getötet. Sie laufen mit großer Schnelligkeit dort, wo die Baumrinde recht rauh und faltig ist, auf und nieder, springen von einem Ast auf den anderen und bewegen sich so sicher und leicht wie ein Eichhorn. Da nun dort wohl 20 Sperlingsfamilien ihr Heim aufgeschlagen haben, so kann man sich das Geschimpf und Gezeter kaum vorstellen, was nun entstand, zumal da andere Spatzen

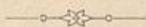
in Menge herzuströmten, so daß wir im Hause stets aufmerksam werden mußten. So sah ich am 23. April 1864, als die Spazier wieder lärmten, von meinem Fenster aus das Hermelin im Baum umhersteigen, und beim Hinüberkommen schaute es uns aus einem Astloch entgegen. Nach einem Fehlschusse kletterte mein Bruder hinauf und trieb es schließlich in das dünne Gezweig herab, wo mein Schuß es erlegte. Derartige Vorgänge wiederholten sich fast alljährlich.“

Wenn nun aus diesen Beobachtungen hervorgeht, daß das Hermelin sehr geschickt alle etwas schräg gestellten Bäume sowie die mit rauher, rissiger Rinde und unregelmäßiger, wulstiger oder faltiger Form besteigen kann, so meidet es doch glattrindige Bäume und Strauchwerk. Sie können danach freilich das Nesterplündern nicht so systematisch betreiben wie z. B. das Eichhorn oder gar der Eichelheher, weil sie nur eine geringere Anzahl von Bäumen zu erklimmen vermögen; aber leider sind es gerade die alten, größtenteils hohlen Bäume, welche zu letzterer Zahl gehören, und die von unseren Höhlenbrütern zum Nestbau benutzt werden. Dahin gehören das Gartenrotschwänzchen, der graue Baumläufer, die Kohl-, Sumpf- und Blaumeise, der Wiedehopf, die Bachstelze, der Feldsperling und in der Nähe der Gehöfte auch der Hausperling; für höhere ersteigbare Bäume kämen noch hinzu der Star und vielleicht die Spechtarten; für den leicht erreichbaren Kopf der Kopfweiden und für Reijghaufen der graue Fliegenschnäpper, der Zaunkönig, die Heckenbraunelle, die Amsel und die Singdrossel oder Zippe — und aller dieser Vögel mit hoffnungsvoller Brut versehene Nester sind den Plünderungen des Hermelins ausgesetzt. Herr Mecke teilt auch mit, daß er ein Hermelin beobachtet, welches eine allerdings nur etwa 3 m hohe buschige Eiche erstiegen hatte und dort aus einem Hänflingsneste die Jungen holte.

Daß sich das Hermelin an den Horst des Waldkauzes wagen sollte, ist nicht wohl zu glauben, denn uns sind Fälle bekannt, nach welchen Hermeline von jener Gule gefangen und verspeist wurden. Sonst fehlt es dem kleinen Mörder allerdings nicht an Mut, denn er greift trotz seiner Winzigkeit einen alten Hasen an und tötet ihn. Ferdinand v. Droste hat derartige Fälle wiederholt erlebt; jedesmal beobachtete man einen alten Hasen, wie er laut klagend und wie toll umherrannte und endlich tot zusammenbrach; jedesmal eilten die zufälligen Zeugen dieses Schauspiels hinzu und töteten das Hermelin bei seiner großen Beute. Dem Hasen aber war die Pulsader am Halse durchbissen. Zweimal trug sich dies im Sommer — Juni und Juli — und einmal im Winter zu.

Nach Schacht ist das „Hermken“ oder der „Steenrüe“ im Lippeschen häufig in Gärten, Feldern und Hainungen. Im Winter 1871/72 logierte eins auf seinem Hausboden, wo es sich als Mäusejäger sehr beliebt machte. Das Tier stieg mit großer

Geschicklichkeit an der Kante des Hauses empor und verschwand dann unter dem Dache. Erschien es einmal am Tage im Hofe, so erhoben die Hühner ein großes Geschrei und rannten tollkühn auf den kleinen Feind los, der dann auch die Flucht ergriff. Schacht fing einmal eins in einem Meisenkasten, den er mit Fleisch und einer toten Maus befördert hatte. —



Das Wiesel, *Mustela vulgaris* L.,

auch das kleine Wiesel genannt (vgl. Fig. 50) im Gegensatz zum Hermelin als großem Wiesel, ist wie Professor Altum in seiner Forstzoologie schreibt, „in jeder Hinsicht die kleinere, schwächere Ausgabe des Hermelin. Seine Länge beträgt nur 0,6 m, wovon der Schwanz ein Drittel einnimmt. . . . Die ganze Unterseite ist weiß, die Oberseite aber wie der Schwanz, der keine abweichende Endfärbung trägt, zu jeder Jahreszeit rotbraun.“ Nahrung und Aufenthaltsorte sind wie bei dem großen Wiesel, doch vermag das kleine auch in die Mäuselöcher zu schlüpfen und so als Mäusevertilger noch mehr zu wirken als jenes, während es im Klettern viel weniger bewandert und dadurch für die in Bäumen und Sträuchern stehenden Vogelnester weniger schädlich ist.

Es ist ebenso häufig wie das Hermelin, geht aber mehr nach Süden und weniger weit in nördliche Gegenden als dieses. Ein Mitglied unserer Sektion hat ein Exemplar im September 1880 in Münster auf dem Neuplatz erlegt; ein anderes Mitglied, B. Jarwick, erhielt von einem Wiesel-Albino Kenntnis und hatte Gelegenheit, das auch im Stadtbezirke von Münster gefangene Tierchen zu untersuchen und als in jeder Beziehung echten Albino zu erkennen, der auch nicht ein einziges dunkles Haar, selbst nicht an der Schwanzspitze aufzuweisen hatte.

Obwohl das kleinste Glied der Familie steht es doch an Kraft und Kühnheit keinem seiner Verwandten nach und keiner von diesen räumt unter Mäusen, Ratten und Maulwürfen also auf. Erwachsenen Kaninchen und halbwüchsigen Hasen springt der kleine Rittersmann tollkühn in den Nacken und ehe man's vermuten sollte, sind die widerstandslos dahin jagenden Leporiden dem grimmigen Bisse erlegen. Herr J. J. Röll fand einst bei Frankfurt a/M. einen Bussard, der ein Wiesel — und zwar zu seinem eigenen Schaden — mit den Klauen erschnappt hatte, denn der geflügelte große Räuber konnte sich des kleinen mutigen Vierfüßlers nicht erwehren, und blutete schon erschöpft aus mehreren Wunden. Der Beobachter befreite mit



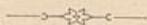
Wiesel, eine Mollmaus bewältigend (Fig. 50).

Zuſtritten den Vogel von ſeinem beißenden Anhängſel, wobei das zornige Wiefelchen den erwachſenen Mann ſo wütig angriff, daß dieſer ſich nach einem Stock als Helfer in der Not umſehen mußte.

Wohl tötet das Wiefel gleich dem Hermelin auch Tauben, Hühner und andere Vögel und verzehrt ihre Eier, wo es ſolcher habhaft werden kann, aber trotz ihrer Mordthaten klagen wir dieſe nicht ſo ſehr an wie das Eichhorn. Dieſes ſtiftet überall und excluſivlich nur Böſes, ſeine ganze Wirkſamkeit iſt für die Forſtkultur verderblich, es iſt ein echter Wald- und Vogelneſt-Verwüſter. Die Wiefel ſind zwar Mörder von Profession, doch ſind von 100 ihrer Mordthaten immerhin 99 für unſere Kultur und unſere Ökonomie ſegenbringend. Für Gärtner und Pflanzſchulen iſt ihre Wirkſamkeit unerſeglich, indem ſie dem ärgſten Verderber unſerer Garten- gewächſe und dem allerſchlimmſten Zerſtörer unſerer Bäume, der hier im Münſter- lande bis zur Plage häufigen Mollmaus (*Hypudaeus amphibius*) nicht nur die bitterſten, ſondern auch neben dem noch kräftigeren Hermelin faſt die einzigen Feinde ſind, welche eben nicht nur die Mäuse, deren ſie zur Nahrung bedürfen, ſondern aus Mordluſt jede Maus töten, die ſie erlangen können. Ein Gärtner kann die Anweſen- heit eines unſerer großen oder kleinen Wiefel nicht genug in Ehren halten. Für Wald und Feld iſt der Nutzen wenn auch bedeutend, doch nicht ſo hervorſtechend und eingreifend, dagegen erweiſt ſich ein Wiefel ſtets als Schutzgeiſt einer Korndieme,

wenn es in derselben sein Standquartier aufschlägt. Selbst unter dem Schnee, wohin Katzen, Eulen, Thurm Falken und andere Mäusevertilger nicht gelangen können, setzen die Wiesel ihre Raubzüge fort und erwürgen nicht nur die flüchtenden Ratten und Mäuse sondern rotten ganze Nester und Gehecke aus. Kommt ein Hermelin auf unseren Geflügelhof oder ruiniert es irgendwo eine Vogelfolonie, so eile man ja, daß man seiner habhaft wird, im übrigen aber können wir nur anraten, unsere beiden Wiesel als die schärfsten aller Mäusefeinde sorgfältig zu schonen und zu schützen.

Diese ganze Reihe von Tieren, also die Marder und ihre Verwandten, der Fuchs sowie das später noch zu beschreibende Eichhörnchen und andere mehr haben, wie man dies in zoologischen Gärten jederzeit beobachten kann, in der Gefangenschaft bestimmte Plätze, wo sie ihre Spring- und Kletterübungen anstellen und bei diesen Übungen wieder bestimmte Gewohnheiten, von denen die Tiere in gegebenen Fällen kaum abzubringen sind. Mit Stauern stehen wir vor dem Behälter, wo ein Edelmarder von einer Seite des Käfigs zur andern, oder von einem bestimmten Aste des darin angebrachten Baumstammes zum andern sich ohne Unterlaß bewegt. Mit der größten Genauigkeit findet jeder Fuß dieselbe Stelle wieder, von wo er anspringt und wo er den Anstoß zum Rücksprung nimmt. Unser Stauern geht allmählich in Bewunderung über, das Spiel der Rachmuskeln beginnt schon im Antlitz eines oder des anderen Zuschauers, hier und da plakt schon Einer los, aber der Marder wandert ungestört und unbeeinflusst wie der Pendel einer Uhr seine Strecke ab; schon fangen die Zuschauer an zu ermüden, die heißblütigeren unter ihnen fühlen schon schwindelerregend die Wellen zum Kopfe steigen; ermattet wenden wir uns ab, um anderweit Erholung für unser wechselliebendes Auge zu suchen — das Tier fühlt nicht Ermüdung, nicht Schwindel, es erlaubt sich nicht einmal eine andere Reihenfolge seiner Bewegungen, seiner Schritte. Rastlos und eifrig als ob davon die Erhaltung einer Welt abhinge, schwingt und springt es hin und her, auf und ab, in geraden und krummen, in Bogen- und Kreislinien, bis ein Ereignis eingreifender Art dem närrischen Treiben ein plötzliches Ende bereitet. —



Die gemeine Fischotter, *Lutra vulgaris L.*

Wer in dem leider allzu kleinen Bassin unseres zoologischen Gartens die Fischotter (vgl. Fig. 51) beobachtet hat, wenn sie gesättigt mit einem toten Fische spielend oder für sich ihre Schwimm- und Taucherübungen anstellt, der wird mit freudiger Teilnahme wahrgenommen haben, daß dieses den Mardern so nahe verwandte Tier in einer Weise umgebildet worden ist, wie es für sein Leben und Treiben im Wasser nicht passender gedacht werden kann. Mit zierlichem Kopfsprunge gleitet es von dem Bassinrande hinab in das kühle durchsichtige Bad, daß mit dumpfem Tone die Wellen über dem dunklen Körper zusammenschlagen. Ein Ruck der kurzen, mit breiten kräftigen Schwimmhäuten versehenen Beine bringt das aalartige Tier durch die ganze Länge seines Spielraumes, eine Wendung des langen, etwas platt gedrückten Schwanzes schnellst den walzenförmigen Leib aus dem Wasser hervor. Jetzt schwimmt sie auf dem Rücken tief unten im Wasser und zeigt die nackten Sohlen ihrer Rudersüße, jetzt gleitet sie, mit der Hälfte des dunkelbraun bepelzten Leibes über das Wasser ragend, gemächlich dahin. Dann wieder den beweglichen Körper seitlich zum Ringe zusammenschließend rollt die spielende Otter, einem lebendigen Reifen gleich, von der Höhe zur Tiefe, von unten wieder nach oben; jeder Körperteil und jedes Haar, von den großen Schnurren der breitlippigen nach vorn scharfrandig abgestutzten Schnauze an bis zum Ende des kräftigen und allmählich sich zuspitzenden Schwanzes hin so weich und biegsam, so glatt und gleitend.

Das Ohr ist durch eine verschließbare Klappe gegen das Eindringen des Wassers geschützt; von den glattglänzenden, von oben nach unten plattgedrückten Haaren schleudert ein schüttelnder Ruck die sprühenden Tropfen nach allen Seiten, so daß das Tier kaum dem Wasser entstiegen mit fast trockenem Pelze sein Lager erreicht. Der abgeplattete Kopf mit zugespitzter Schnauze ist dem Tiere beim Durchschwimmen des Wassers augenscheinlich recht förderlich. Im Freien nun kommen ihm diese Eigenschaften, verbunden mit einem außerordentlich scharfen Geruchssinne derart zustatten, daß dies friedlich spielende Tier zu einem Haupttrüber wird, der zwar die Vögel und ihre Brut verschont, und Mäuse und andere warmblütige Tiere, ob für uns nützlich oder schädlich, ganz unbelästigt läßt, unter den Fischen und Wasservögeln aber so mörderisch aufräumt, daß man mit allen Mitteln bestrebt ist, ihn zu verfolgen und zu vernichten.

Fast in allen stehenden und fließenden Gewässern unserer Provinz, im Tiergarten bei Wolbeck, in verlassenen Stollen unseres Kohlenreviers, in ganz kleinen

Fischotter.

Tümpeln, wenn sie nur Fische beherbergen, sind Fischotter gesehen, gefangen oder erlegt worden. Häufig und fast überall an Ufern, die ihnen Schutz gewähren oder ihre Höhlen anzulegen gestatten, finden sich die Spuren ihrer Anwesenheit: Schuppen und Gräten verzehrter Fische, Panzerschalen ausgefressener Krebse, sowie die Excremente auf kleinen Erhöhungen, Maulwurfshäufen und dergl. Im tiefen Wasser greift die Otter, von unten her tauchend, die sorglos daher rudenden Enten und Gänse und schleppt sie aufs Trockene, um dort das Fleisch von den Knochen zu schälen; auch die Fische werden von unten her gepackt, in seichtem Wasser aber in einen Winkel gejagt und dort ergriffen. Der Kopf der gefangenen Fische wird zuerst zermalmt und verzehrt. Gesättigt spielt die Otter mit Fischen, wie die Katze mit der Maus. Auch mit Fröschen treibt sie dasselbe Spiel. Nun hat sie einen Fisch oder Frosch erfaßt, nun läßt sie ihn auch schon wieder los. Ein Stoß mit der Schnauze treibt ihn vorwärts, bis das gequälte Opfer endlich nach langen Marterqualen verendet.

Der große Schaden, den das Tier unten den Fischen anrichtet, ist Veranlassung, daß sich besondere Leute zu Otterjägern ausbilden, die mit Hilfe wohl dressierter Hunde die Tiere auffjagen und mit Flinte und Harpune töten oder in Tellereisen



Fischotter mit einem Fische am Ufer (Fig. 51).

und mit der Otterstange fangen. Übrigens muß bemerkt werden, daß ein von Herrn L. Beckmann im Jahre 1882 an den Externsteinen erlegtes Exemplar nur Frösche im Magen hatte.

Die Jungen, 2 bis 4 an der Zahl, kommen fast zu jeder Jahreszeit zur Welt und sie lassen sich in der Gefangenschaft leicht zähmen, so daß sie ihren Herrn auf Schritt und Tritt begleiten und unter Umständen dem Wasser ganz entfremdet werden. Wir erhielten für den zoologischen Garten ein Exemplar zum Geschenke, das auf einem Gutshofe groß gezogen war und in seiner Behausung bei uns viele Wochen lang das Wasser ängstlich vermied, an welches sich das Tier dann nur ganz allmählich gewöhnte. Dem Otterjäger Ewald Schmidt, welcher unter der Protektion des Vereins zum Schutz und zur Beförderung der Fischerei in der Ruhr und Lenne die Otterjagd im großen betreibt, und z. B. im Jahre 1881 an 50 alte und 30 junge Fischottern erlegt hat, ist es gelungen, eine aufzufüttern und zu dressieren. „Piff“ hört auf Ruf und Piff, apportiert selbst schwere Gegenstände zu Wasser und zu Lande noch besser als ein Hühnerhund. Was er im Wasser an Fischen und Krebsen fängt, bringt er seinem Herrn, um es dann aber zu verspeisen, wenn es ihm nicht schnell abgenommen wird. Die Fische geraten bei seiner Annäherung in solche Angst, daß sie zuweilen aus dem Wasser springen und auf dem Boden sekundenlang ruhig liegen bleiben.

Es möchte sich wohl verlohnen, daß mehr Leute die Zähmung und Dressierung der Fischotter auf den Krebs- und Fischfang versuchten.

Das Fleisch soll im Geschmacke dem Aalfleisch am nächsten kommen.

